

Herausgeber:
B. St. Fjöllfross



Messenger National Prussien

Preußischer

Unabhängiges und liberales Blatt für Polemik im Kampf



seit 2003

Prussian Land Messenger

Landbote

gegen die Mikrobe der menschlichen Dummheit



Borussiam
et
veritatem
debere

Gazette für Politik, Kultur und Wirtschaft

ISSN 1613-8910

erscheint zu Brandenburg an der Havel

QVID AGIS PRVDENTER AGAS ET RESPICE FINEM

Bücher, Filmbesprechungen, Kultur

Volumen 01

(01.03.2003- 14.05.2004)

*Der Preußische Landbote erscheint im B. St. Fjöllfross Verlag Brandenburg an der Havel
Willi-Sänger-Straße 52, D-14770 Brandenburg an der Havel, Preußen, Provinz Brandenburg,
e-Mail info@landbote.com, V.i.S.d.P. B. St. Fjöllfross
gesetzt in Garamond 9Pt,*

2. durchgesehene und überarbeitete Printauflage Juli 2011

Ahasver

Stefan Heym

K. K. Bajun

Das Buch, mein Exemplar, trägt eine Widmung. Ein kleiner Autograph von Stefan Heym. Mir gewährt in seiner Wohnstube im Rabindranath-Tagore-Weg zu Berlin-Grünau am 18. Juli 1989. Zu diesem Zeitpunkt brodelte die D.D.R. schon. Und ich, ein junger Student der Medizin, schritt achtlos an dem Polizisten vorbei, der den Eingang zum Anwesen Herrn Heyms bewachte und wohl dem Zerberus gleich potentielle Besucher des mißliebigen und von der Staatsmacht geächteten Schriftstellers abschrecken sollte. Eine sehr aparte Dame öffnete, fragte nach dem Begehrt und ich erklärte freudestrahlend, ich, der ich über keinerlei Beziehungen verfügte, hätte ein Exemplar des „Ahasver“ ergattern können und bäte nun den Herrn Schriftsteller, mir sein Werk signieren zu wollen. Autogramme bedeuteten mir sonst nichts. Dieses schon!

Warum diese kurze Einführung? Des überragenden, ehrlichen, mutigen und brillanten Schriftstellers wegen, den man getrost zu den bedeutendsten deutschen Autoren des letzten Jahrhunderts zählen darf? Oder dieses Buches wegen?

Ja, es ist mir kostbar. Und es führt die Reihe in meiner Bibliothek an, in der meine wertvollsten Bücher stehen. Der „Ahasver“ des Stefan Heym! Dieses Buch ist fast ein Wunder. In jeder Beziehung.

Was macht ein Buch zum Wunder? Daß es etwas nachhaltig bewirkt im Leser. Daß es nachhallt. Daß es verändert. Daß es zum Bestand des alltäglichen Lebens wird. Daß seine Sujets, obschon in mehreren verschiedenen Zeit- und Handlungsebenen angesiedelt, doch so harmonisch zueinanderfinden. Dinge, die auf den ersten Blick nicht viel miteinander gemein haben, beziehen sich, verbunden durch versteckte Fäden, eins aufs andere.

In theologischer Hinsicht ist der „Ahasver“ eine Ketzerei quer durch alle abendländischen Konfessionen – herrlich! Wie sie aufheulen werden, die Mucker und Rechtgläubigen aller Couleur! Herr Heym schont nicht die braven Katholiken mit ihren fest gefügten Denkschemata, die nur Gut und Böse kennen – hie Gott, da Teufel – und den großen Reformator zu Wittenberg porträtiert er in allzumenschlichem Gewande und spart nicht an Darstellungen, die, obschon authentisch, von den wenigsten Protestanten goutiert werden dürften. So, wenn er den jungen Kandidaten Paulus von Eitzen in der Wittenberger Schloßkirche seine Examenspredigt über die verstockten Juden halten läßt, sehr zum Wohlgefallen des Doktor Luther.

Aber am meisten wird sich der kommunistische Staatsapparat der D.D.R. über Herrn Heyms „Ahasver“ echauffiert haben: Dessen Vertreter, die er gleichsam in Beziehung setzt zu ihren frommen und derhalben verleugneten Altvorderen auf den Stühlen der Macht, überzieht er mit einem feinen Hohn, der sie gnadenlos der Lächerlichkeit preisgibt. Und – ich kenne sie – wären sie nicht so gefährlich gewesen in ihrem Bestreben, die Menschheit gesellschaftswissenschaftlich zu erlösen, man hätte ihrer lachen mögen. So albern stellte sich mitunter ihre Reglementier- und Überwachungswut dar, ihre dämlichen und öden Parolen, ihre paranoide Angst, die Kontrolle zu verlieren über den Neuen Menschen. Denn das von ihnen beherrschte Volk – und das wußten sie seit langem schon – bestand aus allzu vielen unsicheren Kantonisten. Selbst der Direktor des erzkommunistisch ausgerichteten (leider fiktiven) Institutes für wissenschaftlichen Atheismus, Professor Siegfried Beifuß, 108 Berlin-Mitte, Behrensstraße 39a, erweist

sich nach längerem Briefwechsel mit Professor Jochanaan Leuchentrager von der imperialistischen Hebrew- University zu Jerusalem als solcher Wackelkandidat. Und schon um dieses Schriftwechsels willen lohnt es sich, das Buch zu lesen. Denn der israelische Korrespondent des ostdeutschen Gelehrten gibt sich dem wachen Auge des Lesers als ganz spezieller Briefpartner zu erkennen: Übersetzt man nämlich den Namen „Leuchentrager“ ins Lateinische, so wird man auf einmal mit einem Herrn Lucifer konfrontiert.

Wie delikat, wenn wir verfolgen, wie Herr Beifuß – oder sollen wir im Namen der Regierung der D.D.R. rufen: ...bei Fuß! – mit dem Teufel dessen Nichtexistenz vom Standpunkt des wissenschaftlichen und kommunistischen Materialismus her disputiert, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, wer im Antwortschreiben mit bestechender Eloquenz Argumente anführt, die den überzeugten Sohn der Arbeiterklasse peu a peu und mit jedem neuen Brief ein wenig mehr verunsichern!

Wir lesen auf einer anderen Handlungsebene von dem Theologiestudenten und späteren Superintendenten von Schleswig, Paulus von Eitzen, dessen Charakter als Prototyp des innerlich hohlen und vertrockneten Beamten eines Establishments gezeichnet wird. Dieser Verwaltungsbeamte, der eigentlich einer den Menschen dienenden Institution obwalten soll, verkehrt die der Kirche zugrunde liegende Idee von Humanität und Nächstenliebe durch seine Hohl- und Dummheit ins Gegenteil. Nicht der Himmel auf Erden entsteht im Herzogtum Schleswig unter seiner Rigide, sondern den Menschen eine neue, ganz irdische Hölle.

Und wieder werden Menschen unterdrückt, so sie sich denn nicht einfügen wollen. Andersdenkende werden wieder verfolgt, genau wie ehemals, bevor die Wittenberger Nachtigall die innerkirchliche Revolution einrählerte.

Und genau dort liegt nach unserem Ermessen auch der wahre Aussagegehalt, das literarische Novum von Herrn Heyms „Ahasver“: Die Menschen werden irgendwann einmal mit einer schier unerträglichen Situation unzufrieden, kippen unter großen Opfern das System, etablieren etwas neues, was sich dann bei genauerem Besehen als eins-zu-eins-Kopie des Alten unter einem neuen Farbanstrich erweist. Denn die Menschen als solche bleiben ewig dieselben: Einmal an die Macht gelangt, ändern die meisten flugs ihre vorigen Intentionen. Und dann geht es eben nicht mehr um die Menschheitserlösung, sondern um profanen Machterhalt. Natürlich legitimiert vom großen Ziel und dieses immer vor Augen. Zumindest wird's dem blöden Volk so verkauft und manche aus der Alten Garde mögen gar selbst noch davon überzeugt sein.

Im großen und ganzen also deprimierend. Und der Herr Leuchentrager, der uns durch das Buch hindurch in vielerlei Gestalt begleitet, lacht darüber sein höhnisches Lachen. Hat er's nicht von Anfang an gewußt, daß etwas nicht stimmt mit diesem Haufen Lehm, den der HERR nach seinem Ebenbilde zu kneten vorgab? Wurde er, Leuchentrager, der Erste unter den Erzengeln Gottes, nicht gestürzt am siebenten Tage um die dritte Stunde, weil er sich weigerte, diese höchst unvollkommene Kreation anzubeten? Er kennt sie in und auswendig. Und er kennt den Alten, der das alles eingerührt hat. Und den das alles herzlich wenig interessiert. Zwar hat der seinen eigenen Sohn ans Kreuz gegeben. Aber dieser Sohn muß ebenfalls irgendwann die Erfahrung machen, daß sein Opfertod so ziemlich umsonst gewesen ist. Denn als er seinen Vater im Himmel endlich gefunden hat, sieht er diesen, wie er das Buch des Lebens in den Sand kritzelt. Und ein Wind wird kommen und es weghblasen. Ja, genau! Darin besteht der Sinn des Lebens. Gott zuckt die Schultern, Jesus ist zum ersten Male leidenschaftlich zornig und der Teufel – lacht. Dieses Stück sollten sie mal in Oberammergau zum Besten geben!

Aber da ist noch einer. Die Hauptperson des Ganzen. Der Ahasver. Richtig! Der Schuster von der Via Dolorosa zu Jerusalem, der den kreuzbeladenen Jesus scheinbar hartherzig von seiner Türe wies, als dieser ermattet bat, an seiner Schwelle ein wenig ausruhen zu dürfen. „Pack dich!“ hat er gesagt. Und ist dafür vom Rabbi (Jesus) verflucht worden: Während er, der Menschensohn, gehe wie ihm geheißen, solle er, Ahasver, bleiben bis daß er, der Menschensohn, am Ende aller Tage wiederkehre. Und da hatten wir ihn – den Ewigen Juden. Verurteilt zu rastloser Wanderschaft, zu endlosem Umherziehen durch die Länder und Zeiten. Verurteilt, immer wieder das Elend der Menschen mit ansehen zu müssen, die er doch nicht minder liebt, als der Jesus. Den er übrigens auch von Herzen geliebt hatte. Mit dem er vertraut war. Denn der Ahasver ist nicht irgendeiner. Kein gewöhnlicher Schuster aus der Altstadt Jerusalems. Er stammt genau wie sein Freund und Bekannter Leuchtenträger aus der transzendentalen Region derer, die vor dem Menschen geschaffen wurden. Nicht aus Lehm und Dreck – nein, aus Feuer und dem Hauch des Unendlichen.

Und dieser Ahasver möchte helfen, verändern, das Unterste zuoberst kehren, die fehlerhafte Schöpfung korrigieren, die Löcher stopfen, durch die der Sand rieselt. Ein Revolutionär ist er. Einer, der sich nicht aufs höhnische Lachen beschränkt. Einer, der den Kampf sucht gegen das Unrecht und die Unterdrückung. Einer, der denen beisteht und Mut macht, die beschlossen haben, sich zu wehren, statt ewig zu dulden und dem Lamm Gottes hinterzublöken.

Denn: Leiden ist kein Verdienst. Anpacken, kämpfen, ändern! Das ist die Parole. Ein jeder könnte es, nach seinen Kräften. Nicht hinter dem Ofen hocken bleiben! Das will er, der Ahasver. Er will mobilisieren. Überall, wo sich Menschen ihrer Haut wehren. Ob in Byzanz, im Deutschen Bauernkrieg oder im verzweifelten Ghetto zu Warschau – die Lage kann nicht aussichtslos genug sein. Nicht Fallen - nur Aufgeben ist eine Schande.

Wenn wir den „Ahasver“ lesen, so erleben wir ähnliches wie bei Joseph Hellers legendärem „Catch 22“: Während uns das Lachen ankommt, stehen uns die Tränen in den Augen: Es mag noch so komisch sein, wenn ein Ostberliner Grenzsoldat einen lächerlich anmutenden Vorfallesbericht an seine Vorgesetzten abgibt und aufgrund dessen wegen mutmaßlicher Trunkenheit eingebuchtet wird. Aber diese Leute gab es. Und sie hätten auf uns geschossen, wie sie auf Peter Fechter und Chris Gueffroy geschossen haben, wenn wir Anstalten gemacht hätten, ohne den Segen der kommunistischen Obrigkeit von Berlin nach Berlin oder von Deutschland nach Deutschland zu gelangen.

Herr Heym stellt die tatsächliche Skurrilität und anachronistische Beschaffenheit des Ministeriums für Staatssicherheit bloß. Und wir lachen über deren Interna. Aber wer je mit diesen Leuten realiter zu tun hatte, dem möchte das Lachen im Halse stecken bleiben. Und genau an diesem Punkte befinden wir uns mitten im Spannungsfeld, das aus der Ambivalenz erwächst, die diesem Buche seinem Wesen nach zu eigen ist. Ein ausgewiesener Meister des Wortes hat tiefgründigst und nach profunder Recherche den literarischen Finger auf das wahre Leben gelegt. Mit einer solchen Fertigkeit, daß wir beim Lesen unwillkürlich denken: Nur so und nicht anders haben sich die Dinge abgespielt. Das bedeutet, die Sichtweise eines Lesers beeinflussen und lenken. Zum Guten verwandt, fürwahr eine hohe Kunst! Wir konnten hier nur einige wenige Aspekte einer Preciose unter den Büchern beleuchten. Ähnlich wie ein Reisekatalog, der die Schönheit der angepriesenen Landschaft nur in wenigen Bildern und Hinweisen andeuten darf. Entdecken muß dann jeder für sich. Aber ich versichere: ein aufgeschlossener Leser mit einer gewissen Affinität zur Vergangenheit Deutschlands, zum Wesen seiner Mitmenschen, zu unverkrampftem Umgang mit heiligen Kühen aus Religion

und Geschichte - ach was! zu wahrhaft bedeutender Literatur - wird seine ungetrübte Freude haben an diesem Werk eines großen Erzählers. Der im übrigen nicht ganz umsonst gelitten hatte unter denen, die ihn am liebsten zum Schweigen gebracht hätten. Denn nachdem jene auf dem Kehrriech der Geschichte landeten, die ihnen doch nach ihrem Bedünken nun für alle Zeit gehören sollte, wurde er, Stefan Heym, der erste Alterspräsident eines neuen gesamtdeutschen Bundestages. Und hielt die Eröffnungsansprache. Ich denke, der Ahasver wird sie gehört haben. Und wird gelächelt haben. Denn einer der Seinen hatte gesiegt!

„Angelique“

ein Fernsehfilm nach einem gleichnamigen Rührstück von Anne Golon

K. K. Bajun

In den ersten Januartagen des Jahres 2004 strahlte das Fernsehen einen Zweiteiler unter dem Titel „Angelique“ aus, dessen Handlung in der Zeit des französischen Rokoko angesetzt war. Durch dieses Sujet neugierig geworden, sahen wir uns den Film an.

Es ist nicht das Anliegen des „Landboten“ derartige mediale Erzeugnisse zu reißen. Wenn sie nicht konvenieren, so übergehen wir sie im Allgemeinen mit würdevollem Schweigen. Hier aber ist kein Ignorieren mehr möglich. Die Grenzen des guten Geschmackes wurden überschritten.

Soll das bedeuten, daß das Filmchen den Stoff der „hundertzwanzig Tage von Sodom“ des berühmten Marquis de Sade verarbeitet hätte? I wo! Beileibe nicht! Eher das Gegenteil – und noch ein bißchen schlimmer.

Zur Handlung: Ein französisches Fräulein aus ärmsten Verhältnissen läßt von Anfang an ein etwas rebellisches Wesen durchblicken und stellt die wirklich haarsträubenden Verhältnisse der vorrevolutionären französischen Gesellschaft in Frage. Ei, das paßt so gut in den Kontext der Zeit - Frau im Aufbruch! Hinfort mit den lastenden Fesseln des Patriarchats! Alle Macht der Menses! Ein dreifach Hoch auf Donna Cross und Päpstin Johanna!

Sie pißt ihrer zukünftigen Herrschaft in den Park – mitten auf einen Gehweg – nimmt einen für sodomitische Zwecke mißbrauchten gräflichen Hund, der eher einer Trethupe als einem Nachfahren des Wolfes gleicht, auf den Arm – welche Handlung von der Besitzerin des Tieres allsogleich als Diebstahl gedeutet wird und erhält dafür von einem anderen Adligen postwendend Stockhiebe auf den erotisch entblößten Hintern.

Daß die feine Gesellschaft von bewundernswerter sexueller Freizügigkeit gewesen ist, wird uns ein paar Sequenzen vorher anschaulich demonstriert, wenn besagte, hundebesitzende Gräfin die Töle an ihrer nackten Brust saugen läßt, während der dabeistehende, später den Stock schwingende Adelige das Vieh wortreich um jenes Vorrecht beneidet.

Merkwürdige Methoden, den Zuschauer bei der Stange zu halten. (Verzeihen Sie mir die kleine Doppeldeutigkeit – sie paßt mit ihrem flachen und etwas schalen Humor so wunderbar zum Gegenstand unserer Kritik.) Nichtsdestotrotz tritt die geprügelte Jungfer zusammen mit ihrer etwas jüngeren und kreuzbraven Schwester kurze Zeit später einen Kammerzofendienst bei der sodomitischen Gräfin an. Das Schloß, das nun zu ihrem Arbeitsplatz geworden ist, erweist sich im Handumdrehen

als Brutstätte von Dekadenz und Laster. Hier wird Querbeet gevögelt, was das Zeug hält. Und da die Herren der bessergestellten, aber leider verlebten Damen mittlerweile etwas überdrüssig geworden sind, beginnt man, dem zartbesaiteten jungen Blut in Gestalt der braven Schwester nachzustellen, welche dann auch umgehend in einer wahren Vergewaltigungsorgie von zwei Herren und einer Dame ihrer frommen Jungfernschaft beraubt und dann – wie's der Codex des entmenschten Adels vorschreibt – weggeworfen wird, wie ein Stück Dreck. Das gebrochene Jungmädchenherz kann sich mit der Schmach nicht engagieren und stürzt von des Turmes hohem Fenster in den flachen Schloßgraben. Damit ist nicht nur ihr Leben sondern auch ihre Rolle im Film beendet, wozu wir ihr von Herzen gratulieren.

Nun, die lüsterne Bosheit der Ausbeuterklasse ist an den Tag gebracht, das Unrecht, das den Unterdrückten angetan wurde, schreit zum Himmel. Die Altkommunisten und die Kampfemanzen unter den ZuschauerInnen werden sich Rotz und Blasen heulend in den Armen liegen, darauf achtend, daß die rechte Faust frei bleibt, die mit proletarischem Gruß dem Klassenfeind, respektive Ewigem Vergewaltiger die Revolution und finstere Rache kündigt. Hurra! Aber gemacht! Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Unsere Angelique, so heißt das Trotzköpfchen aus der französischen Provinz, ist mit ihrem Latein noch nicht zu Ende. Sie erkennt, daß all das Übel in der mangelnden Bildung der untersten Schichten gegründet ist. Dieser Geistesblitz überkam sie bei einem nächtlichen Ausflug in die herrschaftliche Bibliothek, in der sie – obzwar des Lesens und Schreibens unkundig – schon mal über einer mittelalterlichen Scharteke entschlummerte.

Zunächst einmal kündigt sie den Herrschaften, um einen harten Dienst als Kellnerin bei einem groben Schankwirt und Betreiber einer Poststation anzutreten. Natürlich wird ihr auch dort wieder permanent der wohlgeformte Hintern begripscht, sei es von pöbelhaften Gästen, sei es vom verwitweten Wirt, der als sehr unangenehme Erscheinung gezeichnet wird. Hol's der Teufel – das Mädchel hat es aber auch nicht leicht.

Welch ein Glück, daß sich auch ein frommer und gelehrter Pater unter den Gästen findet, der dem nach Bildung dürstenden Mädchen schon mal mit seiner Bibel aushilft, damit diese sich anhand der mosaischen Gebote autodidaktisch das Lesen und Schreiben beibringen kann. Wir sehen am rosigen Horizont den „Bitterfelder Weg“ heraufdämmern – Kumpel greif zur Feder! Der HERR wird ihm diese Wohltat und christliche Barmherzigkeit ganz irdisch lohnen, wie wir im weiteren Verlauf noch konstatieren.

Ein weiterer Gast steigt auf der Durchreise in der elenden Kaschemme ab, ein feiner Herr von guten Manieren, der sich auch prompt über die schlechte Seife(!) des Gasthofes beklagt. Des' Pferd hat zum Glück eine Reifenpanne. Ja, da lachen Sie! Aber beim Thema „Seife“ im Rokoko, da stutzen Sie nicht einmal???

Na gut! Sei's drum! Angelique also versucht mit Erfolg, bei dem Vertreter der verhaßten Ausbeuterklasse anzubiedern und zeigt sich von allen Schokoladenseiten. Pferde reiten kann sie, lesen und schreiben kann sie und schöne Brüste hat sie auch! Aber das heben wir uns auf bis nach der Hochzeit! Hochzeit? Na was dachten Sie denn? Willkommen in der Welt der Hedwig Courths-Mahler und Rosamunde Pilcher! Der Reisende ist doch nicht irgendwer. Er entpuppt sich als Herzog von Savigny und führt das resolute Fräulein vom Lande sogleich in seine Kreise ein, nachdem sie ihm den vormals maladen Gaul nach Paris überführt hat. Das hätten Sie mal sehen sollen, wie ihn die kleine Angelique mit langem Radmantel, Dreispitz,

Langschäftern und verstellter, tiefer Stimme beim Hufschmied abholte! Die Camouflage war so perfekt, daß der Schmied seine neue Fielmann-Brille ins Schmiedefeuer warf und zu Briefklammern verarbeitete, weil er die kleine Angelique aus der Kaschemme, in der er sich mutmaßlich allabendlich die Birne voll soff, nicht erkannte. Na ja, wir geben zu, das haben wir uns eben ausgedacht. Aber es hätte da reingepaßt. Welch filmischer Kunstgriff!

Nachdem nun unser WC die schwere Kost heruntergespült hatte, die wir uns angesichts dieses Meisterwerkes an Dramatik noch einmal durch den Kopf haben gehen lassen, konnten wir uns dem weiteren Verlauf der rührseligen Handlung zuwenden. Man sah es dem Bildschirm an. Die Reihen der Zuschauer hatten sich gelichtet: die wildwasser-heulenden Feministinnen und die Vorhut der Arbeiterklasse hatten sich längst angewidert von der Protagonistin abgewandt, die als Mischung von Jeanne d'Arc, Robin Hood und Ludwig Feuerbach angetreten war und sich nun anschickte, das herzogliche Bett zu erobern.

Natürlich wollen diese Ignoranten nicht zur Kenntnis nehmen, das Herzogin Angelique auch in ihrer schicken neuen Garderobe ihrem alten Klassenbewußtsein treu geblieben war.

Jetzt, in exponierter gesellschaftlicher Stellung, begann sie wirkungsvoll gegen das soziale Elend zu agieren, aß weiterhin in der Gesindeküche, wenn es sich anließ, und brachte die alten Freunde in Lohn und Brot. Auch ihr wohlmeinender Abbe darf ihr nun als herzoglicher Beichtvater beim Abbeten des Breviers ins entzückende herzogliche Dekollete schielen. Die Verheißungen des Paradieses, die Liebesäpfel, die schon unserem Urvater Adam Unglück brachten, runden sich zum Greifen nah vor seinen keuschen und doch begehrenden Augen. Oh HERR, diese Versuchung! Hätte er sie doch bei Kaschemmenzeiten als Haushälterin engagiert. Doch das Drehbuch wollte es anders.

Zwar rettet sie mal so nebenbei den grenzdebil wirkenden König vor feigen Giftattentaten, (die Täterin ist, wie könnte es anders sein, die böse Gräfin vom Anfang der Geschichte, mithin die ehemalige Dienstherrin,) um sodann mit Hilfe der Pompadour ihre ungebüßlich schnelle Karriere vom Dienstmädchen zur mächtigen Herzogin auch standesgemäß zu fundamentieren.

Todesmutig streift sie im Alleingang durch die Elendsviertel von Paris und interveniert gegen die Mißhandlung der Obdachlosen. Diese wurden nämlich von der Staatsmacht eingefangen und vom Polizeichef von Paris in die Sklaverei verkauft. Nur dumm, daß ihr ach so sophistizierter und herzensguter Ehemann in diese dubiosen Geschäfte verstrickt ist. Wovon sie selbstredend keine Ahnung hat.

Sicherlich, der Hochadelige bessert sein moralisches Empfinden unter dem Einfluß seiner so reizend zornigen Gattin peu a peu ein wenig auf, kündigt dem kriminellen Polizeichef Freundschaft und Geschäftsverbindungen, besänftigt seine aufgebrachte Jungvermählte mit sättigendem Sex, aber – oh Graus – das alles absolviert ihn nicht von der Schuld begangener Jugendsünden. Auf einer königlichen Jagd fällt er denn folgerichtig einem Attentat zum Opfer.

Freie Bahn dem Tüchtigen! Der boshafte und intrigante Polizeichef, der hinter dem Komplott steht, schiebt der Unschuld vom Lande mit Hilfe eines Foltergeständnisses den Mord an ihrem Mann in die Schuhe und steckt die Unglückliche postwendend in die Bastille. Dort fällt er sogar über sie her und alles scheint im Chaos der Bosheit zu versinken – aber siehe, die Rettung in Gestalt des lotterlosen, aber nichtsdestoweniger überaus charmanten

Schwagers, des jüngeren Bruders des Verblichenen, naht in Windeseile. Ein obligates Degengeklirr in den Tiefen der Bastille, der Böse bekommt Dresche, die Schöne ist frei. Damit könnte das Ruhrstück eigentlich zu Ende sein. Ist es aber nicht. Irgendwie muß es den Autoren geschwank haben, daß es noch eines kleinen Budenzaubers bedarf, um das bemühte Filmchen von den abgedroschenen Mantel- und Degen-Filmen der Fünfziger Jahre zu distinguieren. Also zauberten sie. Der rettende Tausendsassa von einem Herzogs-Bruder beschläft die verwitwete Schwägerin, die ihm nach erfolgreicher Kohabitation offeriert, beide würden ein unwahrscheinlich effizientes Kollektiv zur Bekämpfung des Bösen abgeben, wenn er sich doch nur entschließen könnte, bei ihr zu bleiben. Aber den Schwager zieht es mit Macht zu seinen überseeischen Toback – Plantagen, wohin ihm die neue Geliebte – jetzt wird es melodramatisch – nicht folgen kann, weil es auf den Gassen von Paris noch soviel Übles zu bekämpfen gibt. (An das Übel in unserer Magengegend verschwendete sie keinen Gedanken.)

Nun hören wir auch noch, daß der syphilitische böse Polizeichef vom debilen König zum Lohn für all seine Bosheit zum General befördert wurde und wir bangen mit der schönen Herzogin, daß sie nicht mehr so lange auf das Jahr 1789 warten muß. Denn nach all dem, was sie in diesem Schinken durchmachen mußte, denken wir, daß die revolutionäre Guillotine der Jakobiner für sie nichts anderes als eine Erlösung bedeuten kann, wenn sie denn endlich das hochherzogliche Haupt dem Fallbeil darbieten darf. Übrigens sehr zum Gaudi des Pöbels, den sie ja erwiesenermaßen permanent erlösen wollte. Nun also! Das Stücklein ist nun wirklich aus. Gott sei Dank!

So erhebt sich wahrscheinlich die berechnete Frage, warum wir noch einmal so viel Zeit an der Schreibmaschine verbringen, wie wir damit verschwendet haben, dieser Schnulze zuzusehen.

Die Antwort liegt auf der Hand: Weil nicht nur der Stoff eine Zumutung ist, sondern darüber hinaus die Darbietung eine einzige Frechheit. Die Darsteller erwecken mit Ausnahme des versuchten Padres – der sehr authentisch auf die reizenden Wölbungen des Busens seiner Schutzbefohlenen schielt – den Eindruck, als seien sie geradewegs aus der „Lindenstraße“ in die Szenerie gestolpert. Hohle Dialoge, hölzern und völlig unfähig, sich in die dargestellte Zeit hineinzufühlen, peinigen die Ohren. Thema und Art der Unterhaltungen könnten genausogut in einem süddeutschen Frauenkreis stattfinden. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind „GZSZ“ und „Marienhof“ entlehnt und kommen genauso staubtrocken rüber. Ein Film gewordener Basteiroman – ebenso grottenschlecht geschrieben, ebenso grottenschlecht recherchiert.

Der Gipfel der Blödelei war die Antwort auf die Bemerkung eines Aristokraten, daß es in den Pariser Straßen so erbärmlich stinke: Nun ja, Wasser und Seife zum Waschen könnten sich eben nur die Reichen leisten. Jeder Schwachkopf, der nur ein Mindestmaß an Ahnung vom 18. Jahrhundert vorweisen kann, weiß, daß in dieser Epoche Waschungen mit Wasser verpönt waren. Wurde doch Wasser als Krankheitsverursacher und –überträger angesehen, dem man ferne blieb. Es wurde ums Verrecken gepudert. Man war von Parasiten befallen, hatte schlechte Zähne, stank aus dem Maul und allen Poren, was leidlich durch teure Parfums kaschiert wurde und schwärende Geschwüre fraßen sich allenthalben durch die Haut. Oft Andenken an amouröse Abenteuer. Hofgesellschaften mußten von Zeit zu Zeit die Schlösser wechseln, damit die Schar der Domestiken in der Zwischenzeit die Gebäude von fäkalen Hinterlassenschaften reinigen konnte. Denn kaum jemand bemühte sich zum Pinkeln oder Scheißen in den Garten. Derlei Geschäfte wurden ungeniert innerhalb der Räumlichkeiten getätigt. (Eine Ausnahme war der Hof Friedrich Wilhelms I., des preußischen Soldatenkönigs.)

Nichts, aber auch gar nichts davon in dem Streifen namens „Angelique“. Dieser Film ist der Feind jeder auch nur halbwegs den Tatsachen verpflichteten Erzählung. Er dient der Einlullung und Volksverdummung und deshalb haben wir ihn auf die Spitzen unserer Tintenforke gegabelt. Wenn schon ein Historienfilm aus der Zeit vor der französischen Revolution, dann wäre man beim „Pakt der Wölfe“ beispielsweise weitaus besser aufgehoben. Dort zumindest erliegt schließlich die Bestie. Wie lange hingegen sie in Gestalt von „Angelique“ die Filmarchive unsicher machen wird, wer vermag das zu sagen?

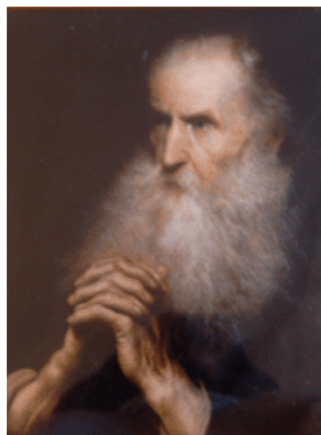
Bildnis eines alten Mannes

Salomon Koningk

Gemäldesammlung holländischer Meister
im Alten Museum zu Schwerin

K. K. Bajun

Berühmt ist das Museum und die Gemäldegalerie zu Schwerin eigentlich für seine Stilleben Melchior Hondekoetters und andere namhafte Meister der Blüte holländischer Malerei.



Doch die Ausstellungsräume bergen einen Schatz, von dem wohl die wenigsten seinen wahren Wert ermessen. Das Bildnis eines alten Mannes von dem weitgehend unbekanntem Salomon Koningk. Mit diesem Werk ist jedoch Koningk der Sprung in die Unsterblichkeit gelungen. Ich kenne außer der sixtinischen Madonna zu Dresden kein anderes Gemälde eines menschlichen Gesichtes von so ungeheurer Aussage- und Spannungskraft.

Der Alte blickt uns nicht an. Seine Augen sehen etwas, das jenseits unseres und auch seines irdischen Daseins zu liegen scheint. Er sieht seinen Gott! Sein Leben hat er gelebt. Und es wird ein hartes und entbehrungsreiches Leben gewesen sein. Es hat ihn gezeichnet. Sowohl sein schönes Greisengesicht als auch seine Hände. Seine wunderbaren Hände...

Er wird Fehler gemacht haben und Dummheiten in diesem Leben; viele Fehler und viele Dummheiten. Und hat dafür bezahlt. Manchmal mehr, manchmal weniger. Und manchmal haben andere für ihn bezahlt und die Schuld blieb auf seinen Schultern lasten.

Aber wer nie im Leben töricht war, ein Weiser war er nimmer...So weiß uns das Sprichwort zu vermelden. Und der uns in diesem Gemälde entgegentritt, ist bar jeden Zweifels ein Weiser.

Kein sabbernder, seniler oder törichter alter Mann, der mit der Zeit, die ihm noch bleibt, nichts anzufangen weiß. Der sie plan- und ziellos vertrödelt, bis der Bruder Tod an ihn herantritt um ihn mitzunehmen – ihn gleichsam erlösend von den Qualen der Langeweile. Vielleicht leidet der Alte von Schwerin auch unter den typischen Krankheiten seines Lebensabschnittes.

Aber das scheint ihn nicht sonderlich zu beschäftigen. Natürlich schmiedet er keine Projekte mehr, arbeitet nicht mehr wie unsinnig, um sich zu vergewissern (oder sich zu täuschen?), daß er noch ein vitaler Mann im besten Alter sei, der eines nahen Todes noch lange nicht gewärtig sein müßte. Was die Glocke geschlagen hat, daß weiß er wohl.

Aber Angst? Furcht vor dem Vergehen, dem Nicht-Mehr-Sein? Nein! Diese Gefühle sind seinem Herzen fremd. Nicht, daß er sie nicht erlebt hätte in seinem Leben. Wer Angst nicht kennt, wie jener, der auszog, das fürchten zu lernen, ist in Wahrheit schwerkrank.

Nein, Angst hat er wohl genug gehabt in seinem langen Leben. Aber das ist nun vorbei. Die Bilanz ist gezogen, zu ändern ist nichts mehr. Und so wie es war, war es gut. Auch wenn es damals keineswegs den Anschein hatte. Auch, wenn es so aussah, als wenn sein Gott ein ungerechter Gott sei, dem die Schöpfung aus der Hand geglitten sei.

Nun aber macht er seinen Frieden mit diesem Gott. Er ist dabei, ihm das Leben zurückzugeben, daß ihm geliehen worden war, ein Menschenalter vorher.

Wir sehen in das Antlitz eines Mannes, aus dessen Händen und Augen mehr Kraft und ungebrochene Stärke herausleuchten, als Erik Blutaxt oder sämtliche Wölsungen-Jarle je besaßen.

Wir sehen hier das Bild eines Mannes, der gelebt hat. Ja, Sie verstehen mich richtig – gelebt, nicht nur existiert.

Ich weiß nicht, ob der Alte von Schwerin philosophisch gebildet war. Mußte er auch nicht. Denn alles, was uns gute Philosophie von ihrem Anbeginn zu geben vermochte, das leuchtet aus seinen Augen heraus.

Eine Kopie dieses Gemäldes hängt an zentraler Stelle meiner Stube. Es ist einem Kap vergleichbar, dessen Anblick den Seeleuten bis weit aufs Meer hinaus eine Landmarke ist zur Orientierung. Dort will ich hin.

Wenn ich den Ozean des Lebens gequert haben werde, möchte ich Anker werfen unter diesem Kap, in einer kleinen geschützten Bucht. Und mit derselben tiefen inneren Zufriedenheit und großen Ruhe bei vollem Bewußtsein erleben dürfen, wie das Lebensschiff, das mich bis dort hin getragen hat, in den Fluten versinkt.

So wie der englische Dichter Swinburne es beschreibt:

From too much love of living
 From hope and fear set free
 We thank with brief thanksgivin'
 Whatever gods may be:
 That no man lives forever,
 That dead men rise up never,
 And that always the weariest river
 Winds somewhere safe to sea.
 (Aus übergroßer Liebe zum Leben,
 frei von Hoffnung und Furcht,
 danken wir mit einem kurzen Gebet
 den Göttern, wer sie auch immer sein mögen:
 Daß niemand ewig lebt,
 daß Tote nicht wieder auferstehen!
 Und das auch der müdeste Fluß
 sich irgendwo in den Weiten der See verlieren wird.)

„Briefe an Barbara“

Leo Meter

K. K. Bajun

Die „Wohlthat'sche Buchhandlung“ in Spandau stellt morgens bei Ladenöffnung große portable Bücherkisten vor die Tür und lädt mit diesen etwas billigeren Angeboten Kundschaft zum Nähertreten ein. Man bleibt stehen, besieht sich die Auslagen – und findet fast immer etwas! Diesmal erregt ein kleines Büchlein meine Aufmerksamkeit, nicht eben dick, ganze 64 Seiten stark. Es ist noch eingeschweißt. Auf der Folie prangt der Verkaufspreis von einem Euro! Dennoch kommt das Auge nicht los!

Der Einband wird von Buntstiftzeichnungen geziert, die eine Stadt am Fluß mit Bahnhof und Schiffen und einen nächtliche Wache schiebenden Wehrmachtssoldaten zeigen. Daneben einen Hahn und einen Hasen, die ihre Unterleiber vertauscht haben und unten einen galizischen Panjewagen, gezogen von einem halbverhungerten Pferdchen. „Briefe an Barbara“ – so ist das kleine Buch betitelt. Das sieht alles nach einem liebenden Vater aus, der im Felde steht und seiner kleinen Tochter Feldpostbriefe sendet. Gekauft!

Und richtig! Kaum ist die Folie entfernt, das Buch geöffnet, beginnt das ungläubige Staunen. Diese Briefe sind nicht von gewöhnlicher Art. Hier tritt einem etwas Besonderes entgegen. Dieser Vater ist kein 08-15- Landser.

Die Briefe in sauberem Sütterlin, der Text vielfach unterbrochen von Zeichnungen, ach was – Zeichnungen! Kleinen Kunstwerken! Ein Bilderbuch. Ein richtiges kleines Bilderbuch für ein vierjähriges Mädchen, gemalt und geschrieben von ihrem Vater, der sie sehr, sehr lieben muß. Der über das Grauen hinweg, das er täglich durchleidet, seiner kleinen Tochter etwas Freude, etwas Licht bringen will – in dieser dunklen Zeit.

Wer ist dieser Vater? Aus der Nachschrift der Tochter erfahren wir, daß Leo Meter 1909 in Köln am Rhein geboren wurde und früh mit sozialistischem Gedankengut in Kontakt kam.

Er wurde ein Mann der Kunst, nahm Zeichen- und Malunterricht. Wurde Bühnenbildner und Regieassistent in Berlin und machte sich die Nazis feind. Als die an die Macht kamen, fackelten sie auch nicht lange und steckten den jungen Sozialisten für ein Jahr in ein KZ bei Köln.

Nach seiner Entlassung begannen die üblichen existenzgefährdenden Schikanen, bis es Herrn Meter gelang, sich nach Amsterdam ins noch unbesetzte Holland abzusetzen, wo er seine spätere Frau, die Jüdin Elisabeth Plaut kennenlernte.

Der Rassenirrsinn der braunen Machthaber in Deutschland zwang das junge Paar, in Brüssel zu heiraten. Denn Leo Meter heiratete die Tochter aus dem Hause Davids - seine Liebe und sein Charakter waren über jeden Zweifel erhaben. Er bot den Antisemiten die Stirn. Und das nenne ich einen Mann, einen Soldaten! Ich werde im Folgenden noch einmal darauf zurückkommen.

Man ließ ihnen nicht viel Zeit, wie so vielen jungen Ehen damals. Der Krieg brach aus und auch Herr Meter mußte, ob er wollte oder nicht, die Uniform und das Gewehr zur Hand nehmen und Soldat sein.

Er war ein intellektueller Mensch. Man sieht es den gut getroffenen Selbstporträts an, die er in die Briefe hineingezeichnet hat. Ein gütiges und schönes Gesicht mit einer runden Brille blickt uns entgegen. Es ist, als hätte

das Naturell, das zu uns aus jedem seiner Briefe und kleinen Malereien spricht, entscheidenden Anteil an der Formung seiner Gesichtszüge genommen. Ein solcher Mensch hat keine Freude am Krieg. Man hieß ihn einen „schlechten Soldaten“. Nein, ich weiß es besser. Ein Mann ist nicht deshalb ein schlechter Soldat, weil er in die Luft schießt, wo er doch auf andere Menschen schießen soll. Ein Soldat, der den Krieg als die ultimative Ausgeburt der menschlichen Dummheit haßt, hat alle Anlagen, ein phantastischer Soldat zu sein.

Ich denke, Leo Meter war sogar ein preußischer Soldat. Kein stumpfes Schlachtvieh, kein Heldengedöns, kein Einzelkämpfer und Ritterkreuzträger. Er war ein Mensch. Einer von den wenigen, von denen Gorki sagte: ЧЕЛОВЕК, КАК ЗВОНИТ ГОРДЫЙ! (Ein Mensch – wie stolz das klingt!)

Er muß ein einfühlsamer Mensch gewesen sein. Dieser Mann konnte sich in die Geisteswelt seiner kleinen Tochter hineinversetzen und fand Worte, die auch ein Kind dieses Alters problemlos verstand. Dennoch verlor er sich nicht in infantilem Gebrabbel.

Er befand es auch nicht für nötig, der kleinen Barbara die Schattenseiten dieses Krieges vorzuenthalten, um die kindliche Seele nicht zu belasten. Er erzählte von den zerschossenen Häusern, den armen Menschen in zerlumpten Kleidern, den ärmlichen Gegenden.

Doch alles mit Maßen. Immer wieder flocht er Unterhaltsames, Märchenhaftes mit hinein, beschrieb wohl auch den Weg, den der Brief an die Tochter nehmen würde und immer, immer wieder diese hinreißenden Bilder. Welch ein kluger Mensch! Welch eine Seele!

Es möchte einen der kalte Zorn packen, wenn man dann die Ewig Gestrigen mit dem steifen rechten Arm sieht, wie sie den herrlichen Kriegstagen hinterher trauern, den Tagen voller Stolz und nationaler Größe.

Und man möchte den Weltenlenker fragen, warum er dieses Gesindel hat überleben lassen, während Kinder wie die kleine Barbara Meter aus Amsterdam ein Leben lang auf das Geschenk verzichten mußten, das ein solcher Vater ihnen bedeutet hätte. Ich fürchte, selbst die Darlegungen des Philosophen Hans Jonas helfen an dieser Stelle nicht mehr weiter.

Dieser Mann hätte nicht nur seiner Tochter noch viel zu geben vermocht. Viele Kinder, viele Erwachsene hätten noch Freude haben können an diesem warmherzigen und guten Menschen mit seinem großen Talent zum Malen und zum Glücklichmachen. Was uns bleibt, ist dieses kleine Buch, das sich sein Autor nicht einmal erträumt hat. So gesehen haben die, die ihn umbrachten im historischen Rahmen doch noch verloren. Erfüllt uns das mit Genugtuung?

Nein, denn verloren haben auch wir. Den Mann, Künstler und liebevollen Vater einer kleinen Tochter: Leo Meter. Sehen wir zu, daß nie wieder Verbrecher die Möglichkeit bekommen, uns um solche Menschen zu bringen. Sollte dieses Buch seinen Lesern zu dieser Erkenntnis verholfen haben, dann ist es der bestinvestierte Euro gewesen, der für den Kauf in die Kassen von Wohlthat wanderte.

Leo Meter
„Briefe an Barbara“
Gertraud Middelhaue Verlag
Wiener Platz 2
D-5000 Köln 80
ISBN 3-78 76 92 63 0

Catch-22 (Der IKS-Haken)

von Joseph Heller

K. K. Bajun

In seinem Vorwort zu Samuel Shems „House of God“ schreibt John Updike, das Buch habe für die Medizin in etwa das geleistet, was Joseph Hellers „Catch-22“ für die Armee getan habe. Nur für die Armee? Und was hat denn Herr Heller legendäres Werk geleistet? Phänomenal viel! Es hat die Armee demontiert. Nicht nur die Armee, sondern die Menschen, die in ihr Dienst tun. Und die im Zivilleben ein Teil der Gesellschaft sind.

In der D.D.R. erschien das „Catch-22“ unter dem Titel „Der IKS-Haken“. Und es war eine kühne Angelegenheit für die Kommunisten, ähnlich wie bei der LTI von Herrn Professor Klemperer, dieses Buch zu editieren. Denn gleichwohl das „Catch-22“ Zustände in der US-Armee während des letzten Weltkrieges beschreibt, so wird jeder Leser, der die Nationale Volksarmee von innen kennengelernt hat, ohne weiteres bestätigen können, daß Herr Heller Beschreibungen durchaus universellen Charakter haben.

Das „Catch-22“ erzählt vom Alltag einer amerikanischen Bomberstaffel, die auf einer Italien vorgelagerten Insel stationiert ist. Der junge Captain Yossarian dient in dieser Staffel als Navigator und erlebt während seiner Einsätze die Schrecken des Krieges hautnah. Im Prinzip ist das alles ganz einfach: Die Bomber haben den Auftrag, bestimmte Ziele am Boden anzufliegen und zu bombardieren und die feindlichen Bodentruppen geben sich alle Mühe durch heftigen Beschuß der anfliegenden Pulks genau das zu verhindern. Wird eine B52 getroffen, so gibt es in aller Regel keine Rettung mehr für die Besatzung. Ihr Schicksal hängt dann buchstäblich am seidenen Faden – nämlich dem der Fallschirme.

Man kann sich vorstellen, daß die Bomberbesatzungen, speziell unser Captain Yossarian, bis auf die Ausnahme weniger verrückter Fanatiker nur eines im Sinne hat: Die vorgeschriebenen Missionen heil zu überstehen und dann nichts wie weg, nach Hause! Zu dumm nur, daß der Geschwaderchef, der seinen Hintern selbstredend in ausreichender Entfernung vom Feind in Sicherheit behält, den zweifelhaften Ehrgeiz entwickelt, auf die Seite 1 irgendeiner zweitklassigen Frontzeitung zu gelangen. Natürlich denkt er nicht daran, diesem hehren Ziel dadurch näherzukommen, daß er selbst seine kostbare Person ins Kampfgetümmel wirft. Seine Männer sollen den Job für ihn erledigen. Und so streckt er deren Mindesteinsätze von Mal zu Mal. Bei den Besatzungen liegen die Nerven blank. Aber sie können sich drehen und wenden wie sie wollen – es hilft ihnen nichts, das Wort ihres Colonels oder Generals ist Gesetz. Und wollen sie nicht vors Kriegsgesicht, heißt es weiterfliegen.

Yossarian selbst versucht mit allen Mitteln, sich von seinem Freund, dem Militärarzt Dr. Daneeka ein Attest zu besorgen, welches ihn dienstfrei stellen würde. Und hier begegnet uns das erste Mal das Paradoxon des berühmten „Hakens-22“. Denn ein „catch“ ist im amerikanischen der „Haken bei der Sache“. Yossarian bittet Daneeka, ihn von der Fliegerei freizustellen, weil er irre sei. Daneeka meint, das sei an sich schon ein triftiger Grund, nur – wenn Yossarian nicht mehr fliegen wolle, weil er ganz einfach am Leben hänge, dann – ja dann sei er keineswegs irre, sondern im Gegenteil ganz normal. Und als Normaler müsse er nun mal weiterfliegen. Yossarian versucht den Umkehrschluß und bekennt freimütig, völlig normal zu sein und fliegen zu wollen, hoffend, Daneeka würde ihm nun die gestörte Persönlichkeit attestieren und ihn aus dem Verkehr ziehen. Nichts da. Fliegen will er? Na, dann ist doch alles wunderbar. Dann man rein in die Mühle und ab ins Gefecht! Der ganze menschenverachtende Widersinn, aus dem das Buch

seine Thematik schöpft, wird hier in unnachahmlicher Weise karikiert. Aber es bleibt in jeder einzelnen Zeile der bittere Beigeschmack, daß sich Herr Heller seine von feinstem Humor spritzenden Ideen keineswegs aus dem Ärmel gezogen hat. Und so erleben wir bei der Lektüre des Buches den 22er Haken an uns selbst. Obwohl wir uns vor lautem Lachen oftmals kaum auf den Beinen halten können, stehen uns doch zur gleichen Zeit die Tränen in den Augen. Und, glauben Sie mir – es sind keine Lachtränen!

So etwa wenn der überaus geschäftstüchtige Freund Yossarians, Milo Minderbinder, der den American Way of Live selbst an die Front trägt und zum schwerreichen Profiteur und Kriegsgewinnler wird, die Seide für die Rettungsfallschirme des Flugpersonals verhökert und in die Fallschirmrucksäcke statt dessen eine Visitenkarte seines prosperierenden und florierenden Unternehmens plaziert. Oder wenn ein durchgedrehter Kamerad Yossarians eine italienische Hure aus dem vierten Stock eines Hauses wirft, und die herbeigeeilte Militärpolizei nicht etwa den Mörder verhaftet, sondern Yossarian selbst, wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe. Er hatte seinen Ausgang um einige wenige Stunden überzogen. Dieses läßliche Delikt bringt die Militärpolizei auf die Beine, nicht der Tod der kleinen, italienischen Hure. Kann man deutlicher den Finger auf den wunden Punkt legen, an dem unser ganzes modernes, ach so zivilisiertes System krankt?

Wir erleben in ergreifender Weise hautnah mit, wie Yossarian versucht, seinem schwerverletzten Kameraden in der durchschossenen Kanzel der B52 zu helfen, bis er mitbekommt, daß hier jede Hilfe vergebens sein muß – die Verwundung ist einfach zu groß. Verzweiflung, Menschlichkeit und Hilflosigkeit prallen hier mit so unerhörter Wucht aufeinander, daß dem Leser der Atem stockt.

Das Buch ist verfilmt worden. Und die Filmemacher haben sich größte Mühe gegeben, den enorm anspruchsvollen Vorgaben des Buches gerecht zu werden. Die Güte und Qualität des Spielfilms soll hier absolut nicht in Zweifel gezogen werden. Sie sind erstklassig. Das beschränkte Zeitkontingent eines Filmstreifens jedoch läßt jedoch selbst dem besten Drehbuchschreiber und Regisseur nur wenig Spielraum.

Daher halten wir die Lektüre jenes epochalen und wegweisenden Werkes für unumgänglich. Und wir betonen noch einmal: Der Anwendungsbereich der Aussage von „Catch-22“ bezieht sich nicht nur auf die amerikanische Armee des 2. Weltkrieges. Sie erstreckt sich auf alle Bereiche einer modernen westlichen Zivilisation, die Parkinsons Law und dem Peter-Prinzip gehorcht – und das tun sie alle!

Dieses Buch verdeutlicht mit beißendem Humor und Sarkasmus, mit großartigstem Zynismus im klassischen Sinn des Wortes, mit bestechender Klarheit die Interaktionen in den großen Rudeln des Nackten Affen, die wir neuzeitliche Gesellschaften nennen. Es stellt den schrankenlosen Egoismus bloß, der die Entscheidungsträger dieser Gesellschaften treibt, und den sie uns als Verfolgung hehrer Ziele verkaufen wollen.

Das „Catch-22“ ist unbedingt in einer Reihe zu nennen mit den Sternen am Himmel der menschlichen Welt-, Antikriegs- und Demaskierungsliteratur wie „Im Westen nichts Neues“ von Remarque und „Der brave Soldat Schwejk“ von Jaroslav Hasek. Wer aus sich selbst einen „mündigen Bürger“ machen will, der sollte dieses Buch als Standardwerk und Pflichtlektüre auffassen und es wieder und wieder studieren. Es immunisiert vortrefflich gegen die hohlen Phrasen und alle Verdummungsmechanismen seitens der Politiker, Wirtschaftskapitäne und der ach so freien Presse. Der als etwas trotteliger Bruchpilot verschrieene Kamerad und Zeltgenosse Yossarians, Orr, hat es

zuwege gebracht, sich vermittels eines Schlauchbootes vom Kriegsschauplatz im Mittelmeer an die rettende, weil neutrale Küste Schwedens abzusetzen. Ein Bravourstück, das, wenn es denn so stattgefunden hätte, die seemännische Leistung eine Cpt. Bligh von der Bounty weit hinter sich gelassen hätte. Dem Buch „Catch-22“ hingegen wünschen wir, daß es erreichen möge, was dem Piloten Orr gelang. Sich durchzuschlagen an die Küsten der Vernunft, dabei den schier endlosen Ozean der Dummheit überwindend, vorbei an den Klippen von „Freundin“ und „Super-Illu“, vorbei am Malström von „Bild“ und den Abgründen von „Bastei“ und Hedwig Courths-Mahler. Und daß es auf Menschen treffen möge, die Verstand genug haben, seinen Wert zu ermessen, gleichsam seine Botschaft weitertragend und vorlebend.

Dafnis

von Arno Holz

K. K. Bajun

Doris / kleiner Hertzens=Dieb /
 hastu mich auch würcklich libb?
 Würcklich? Gantz wahrhaftig?
 Und sie küßt mich / daß es knallt
 durch den dikken Dannen=Wald /
 Himmel / war der safftig!
 Deine aufgeblehten Brüste /
 die ich dausendmal beküsste /
 denen hundret Hirten
 Lihbes=Lider gierten /
 deine Brüste sind mein Preiß /
 Venus sälbst ist nicht so weiß!
 Heute / heute strehlt ihr Sohn
 die noch deine Hahre /
 morgen / morgen ligstu schon
 auff der Thoden=Bahre!
 In das schwartze Grab
 mußtu dan hinab!
 Wenn dich erst die Würmer frässen /
 wird dich keiner an sich prässen;
 lihbe mich drümb gantz und gar
 mit Haut und Hahr!

Es ist doch, als sänge eine Nachtigall. Eine aus der Zeit des Barocks. Alle Elemente dieser Epoche in sich vereinigend. Sie ruft zum Genießen des Lebens in vollen Zügen auf, diese Nachtigall. Und sie weiß um das unvermeidliche Ende in der Zukunft.

Wie sollte sie auch nicht? War doch diese Epoche gezeichnet von der bis dahin fürchterlichsten Katastrophe, die sich die abendländische „Christenheit“ bis dahin angetan hatte – dem Dreißigjährigen Kriege. Dieser Krieg machte aus dem Sterben eine Alltagserfahrung und viele konnten froh sein, wenn sie einem gnädigen Tod im heimischen Bett begegnen durften. Dieses Grauen zeichnete die Menschen schwer. Doch gerade das unbeschreibliche Elend brachte es auch mit sich, daß sich viele Menschen der Einmaligkeit des Lebens bewußt wurden. Sie wandten sich den wenigen schönen Augenblicken mit einer Intensität zu, die den meisten Zeitgenossen der Gegenwart befremdlich erscheinen mag. Dabei hätte ein jeder Grund genug, sich in die Befindlichkeiten dieser seiner Vorfahren hineinzudenken, um für die eigene Zeit zu profitieren, die einem geschenkt ist auf Erden. Der Studiosus Dafnis, der sich selber in der Manier der Zeit als

Schäfer sah, war so ein Vertreter dieser lebensfrohen Philosophie und nimmt so manches Mal Bezug auf sein philosophisches Vorbild Epikur. Wer also war dieser Dafnis, der in so bezaubernden Versen mit dieser eigentümlichen und doch so kräftigen und barocken Sprache die Schönheiten des Daseins besang – allen voran die ungezählten Frauenzimmer, denen er so zierlich und niemals plump oder vulgär den Hof macht? Die Überraschung ist groß: Dafnis ist Arno Holz, der Autor des Büchleins. Und der lebte keineswegs im 17. Jahrhundert. Die Idee zu seinem „Dafnis“ kam ihm nach eigenem Bekunden im Herbst des Jahres 1900 und wurde anfangs kein großer Erfolg auf dem Buchmarkt. Erst die konsequente Umsetzung des Inhaltes auf das Erscheinungsbild des Buches und einige stilgerechte Anmerkungen verhalfen dem „Dafnis“ zum Durchbruch.

Die Täuschung war perfekt! Mit welcher überzeugender Treffsicherheit Herr Holz die Ausdrucksweise und das Vokabular des Barock von der Zunge ging, ist für uns Anlaß zu ungläubigem Staunen. Selbst in den Themata und Gegenständen seiner Dichtungen beweist Herr Holz noch fünfzehn Generationen später ein zielsicheres Gespür und vergreift sich nicht ein einziges Mal in den Saiten seiner lyrischen Laute. Hätte es den Dafnis als authentische Person gegeben, wir würden ihn mit Stolz den Villon der Deutschen nennen dürfen.

Insofern ist das Verdienst des Autors um die oft verkannte und geschmähte, weil als grobschlüchtig und zügellos begriffene literarische Epoche des Barock nicht genug zu loben. In der Zeit des Barock hallt noch die Renaissance nach, die ja die Antike zu neuem Leben zu erwecken versuchte. Die Mythen und Gestalten der Antike waren den gebildeteren Zeitgenossen durchaus geläufig. Schon bei der Lektüre des großen Geistes der Renaissance - Michel de Montaigne - fallen die häufigen Bezugnahmen auf Personen und Geschehnisse im Alten Griechenland oder Rom auf. Was uns den Schwab oder entsprechende Lexika zu Rate ziehen läßt, war in dieser Epoche den gebildeten Ständen allgemeines Wissensgut.

Dieses Wissen muß in staunenswertem Umfang auch dem Arno Holz zu Diensten gestanden haben. Denn im Kontext der Epoche zitiert sein Dafnis aus der „Großen Zeit“. Ein Beispiel sei an dieser Stelle angeführt:

Nichts als Liebe brachte um
 Thisben sowie Pyramum /
 Dido hat sich ganz durchstochen /
 eine Wildtsau fraß Adon /
 Pygmalion starb im Töpfer=Ton /
 Leander ist ersoffen /
 Dafne davongeloffen /
 Pythia auff dem Dreyfuß-Sitze /
 Pythia selber briet für Hizzze /
 ach / es fing für alle / alle
 Amor deine Mausefalle!

Das sind keine Knittelverse! Das ist Kunst. Das lebt. Das kommt nicht so archaisch und erhaben daher, wie die großen Balladen des frühen 19. Jahrhunderts. Und trotzdem ist es keineswegs primitiv.

Man sieht ihn vor sich, den Schäfer – Studenten Dafnis: In lustiger Gesellschaft seiner Kommilitonen und Bauern in einer Schänke sitzend, der breitkreppe Hut über die hölzerne Bank drapiert, das Wams halbgeöffnet, vor ihm ein großer, schwerer, zinnerner Humpen voll rotblonden Bieres, dessen Schaum ihm in den Spitzen des gewirbelten Schnurrbartes hängt, ein Mädchen auf seinen Knien, eine Laute in der Hand, auf dem Tisch qualmt eine tönerner Pfeife, etwas geschnittener Toback und ein Fidibus liegen zum Gebrauch bereit. Und dann - diese Lieder, die er mit klarer, tönender Stimme

vorträgt, manchmal dem Diskante Raume gebend, manchmal diesen Raum mit brummendem Basse füllend. Dazu die zierlich angeschlagenen Saiten der Laute. Zwei bebende, sich wölbende Hügel unter der Bluse seines Mädchens, seiner Doris, Bellinde, Lohrchen, Drusilla oder Margritt, verheißen mit leichter Andeutung den Lohn für die dargebotenen Verse. Sie zwinkert ihm schelmisch zu und er – weiß, daß er diese Nacht nicht alleine verbringen muß. Und er singt vom Glück, in den Armen seiner Holden warm zu werden. Doch ist ihm dieser Genuß im Gegensatz zur heutigen Zeit keineswegs der Einzige, den zu besingen und zu bedichten sich lohnte.

Die Jahreszeiten können ihm nicht garstig genug einherkommen. Der Winter ist bitterkalt? Ihm ist der Wald „mit Eys bezuckert.“ Der Frühling hat ihn sowieso in seinen Zauberbann geschlagen und er wird nicht müde, die Vögel und die Blumen, den Himmel und die Bienen in seine Lieder aufzunehmen. Überall ein Grund zur Freude und zum Fröhlichsein, denn am Ende wartet – die schwarze Grube.

Sich in diese uns über die Abgründe der Zeit entschwundene Gedankenwelt so wunderbar hineinzufinden, ist das unbestrittene Meisterstück des Herrn Holz. Und es macht Spaß ihm zu folgen auf seiner nachempfundenen Reise durch die Zeit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Verfällt man aus irgendeinem Grunde dem Trübsinn, man höre Vivaldis Dur-Konzerte oder lese den Dafnis! Es gibt kein Risiko und über schädliche Nebenwirkungen ist uns nichts bekannt. Deshalb erheben wir abschließend den Becher voll glitzernden Weins auf den Sohn der Muse und des Bacchus, Dafnis, und seinen exzellenten Vater, Herrn Holz.

DE BREVITATE VITAE

Lucius Annaeus Seneca

Scholcher M. Druckepennig

Zwei Jahrtausende ist es her, da schrieb der große römische Philosoph und Lehrer Lucius Annaeus Seneca eine kurze Anhandlung in Form eines Briefes an seinen Freund Paulinus. „De brevitae vitae“ nannte er seine mehrseitige Epistel - „über die Kürze des Lebens“ und lesenswert ist sie schon des bestechend schönen, kristallklaren Lateins wegen, das Seneca zu eigen war.

Nun möchte man angesichts des Titels meinen, Seneca geselle seine Stimme zu denen Jammerern, die sich über die eilende Zeit beklagen und daß sie einem keine Möglichkeit lasse, dem eigenen Vergnügen nachzugehen. Wir kennen den schalen Witz: Das Leben wäre einer Hühnerleiter vergleichbar, denn es sei kurz und beschissen.

Nein! Nein! Nein! Der Titel trügt. Wenn je eine Titel trog, dann dieser. Denn das Gegenteil ist der Fall: Seneca bezieht sich auf diese Menschen und er widerlegt sie - mit geschliffener Logik, mit messerscharfen Argumenten. Er, der gelernte Jurist und Anwalt plädiert in mitreißenden Worten für eine Akzeptanz des Vergänglichen und die einzig daraus zu ziehende, produktive Konsequenz: Das „carpe diem“! Nutze den Tag, nutze die Stunde! Verschwende sie nicht, denn sie kehrt nicht wieder! Lebe selbst und rede Dir nicht ein, du habest soviel Unaufschiebbares zu tun! Das meiste davon ist blanker Selbstbetrug. Eine Täuschung, dazu aufgelegt, von der inneren Leere und Unausgefülltheit abzulenken. Als Beispiel wählt Seneca unter anderem das Leben vieler römischer Patrizier. Leute, deren Reichtum ihnen gestatten würde, ganz ihren Neigungen zu leben, sich mit Kunst und

Wissenschaft zu befassen, Reisen zu unternehmen, Eindrücke zu sammeln. Kurz, die sich nicht so vordergründig mit dem Broterwerb herumschlagen müssen. Was machen sie, die Patrone? Sie sammeln Scharen von „Klienten“ um sich, deren Anzahl den eigenen Status unterstreicht. Sie mischen sich im Forum unter ihresgleichen und schwätzen viel dummes Zeug. Sie haben entsetzlich viel zu tun und eigentlich - nichts. Nichts zumindest, was von ernstzunehmender Bedeutung wäre. Sie krampfen diese Leere regelrecht zu und reden sich gegenseitig ein, wie immens wichtig doch ihre Taten seien und diesen Blödsinn ersäufen sie des Abends in rauschenden Orgien. Gerade solche Charaktere sind es, die dann behaupten, sie hätten nie Zeit.

Im Prinzip haben sie damit auch gar nicht mal so unrecht: Sie haben keine Zeit im Sinne der *possessio*, des Besitzens. Sie regieren, verfügen nicht über ihre Zeit. Sondern die Zeit läßt diese sinnlosen Kreaturen eine Weile gewähren und spuckt sie dann aus. Und ihr Leben vergeht völlig spurlos in den Äonen. Als hätten sie nie gelebt. Was sie ja eigentlich auch nicht haben.

Zu diesen merkt Seneca an, daß er derer viele erlebte, die in der Stunde des nahenden Todes dieses kapitalen Defizits gewahr geworden seien und dann mit dem Tode begannen, um ein paar Tage, Wochen und Monate Lebensverlängerung zu feilschen. Die Ärmsten. Der Tod ist im Allgemeinen ein sehr schlechter Verhandlungspartner. Setzt meistens seinen Dickkopf durch und schwingt die Sichel, ob es dem Lebenden nun gerade in den Kram paßt oder nicht!

„Ach, was ich alles versäumte, ach, was ich alles hätte anfangen können mit der Zeit, die mir gegeben ward!“ Doch zu spät! Aus und vorbei! Die Stunde ist da und der Ofen ist aus. Daraus gilt es, so Seneca, die entsprechenden Schlußfolgerungen zu ziehen, bevor die *hora ultima*, diese letzte Stunde anbricht. Wenn man diesen Rat befolgt, wenn man also sein Leben lebt, solange es währt, bewußt und intensiv - ohne sich in orgiastischen Vergnügungen zu verlieren, ja, gleichsam zu betäuben, dann kann man damit rechnen, daß einem der unvermeidliche Abschied von diesem einen Leben nicht so sauer werden wird. Dann kann man dieses Leben mit aller Seelenruhe zurückgeben, denn man hatte herausgeholt, was zu holen war. Nichts versäumt, nichts vertrödelt, nichts verschenkt!

Deshalb lautet der Kernsatz dieses Zeugnisses der Weltliteratur: *Vivere tota vita descendum est, sed quod magis fortasse miraberis, Pauline, tota vita descendum est mori.* (Leben muß man ein ganzes Leben lang lernen. Was dich aber noch mehr verwundern wird, Paulinus, ein ganzes Leben lang muß man das Sterben lernen.) Diese Aussage ist vor Mißverständlichkeit zu bewahren! Es ist nicht gefordert, Tag und Nacht, bei Regen und bei Sonnenschein, bei völliger Gesundheit selbst, gebannt auf das Ende zu starren und sich ein *Procedere* zurechtzulegen, daß dann im Fall der Fälle sowieso nicht umzusetzen ist. Denn der Tod ist die wohl existentiellste Erfahrung eines jeden Lebens. Er wirft buchstäblich alles über den Haufen.

Es kommt darauf an, dem Leben zu jeder Stunde das Schönste abzugewinnen, was sich aus der gegebenen Situation herausholen läßt. Dann wird man von ganz allein dem Tode mit der entsprechenden stoischen Verfassung begegnen können. Und was ist mit denen, die um ihr tägliches Brot ringen müssen und sich derhalben gar nicht mit solchen philosophischen Gedanken zu befassen in der Lage sind? Deren Existenz auf diesem Erdenrund der eines welken Blattes zu gleichen scheint, ein Wind hebt's auf und es ward nicht mehr gesehen? Haben diese Menschen keine Gefühle in Bezug auf das Ende ihres Lebens? Natürlich haben sie die. Nur, da ihr Tag von einer durchaus sinnvollen Tätigkeit ausgefüllt ist, nämlich das Überleben zu sichern, werden sie schon per se vom Müßiggang ferngehalten, der allein ihnen in der letzten Stunde das Gefühl geben könnte, das Leben vertrödelt zu haben.

Sie können sich höchstens über verpaßte Chancen ärgern, so es die denn gab. Aber auch das ist ein Unterfangen ohne Sinn und Verstand. Denn es führt zu keiner Besserung der Dinge. Wenn wir nun die Einsicht Senecas auf unsere Moderne, hier in den reichen Staaten Mitteleuropas, anwenden wollten, wäre das denn so einfach möglich? Setzte uns die zeitliche und kulturelle Entfernung nicht Unüberbrückbares vor die Nase?

Absolut nicht. Wir könnten ganz im Gegenteil die gewonnene Erkenntnis eins zu eins applizieren. Wenn man sich nämlich das Quantum freier Zeit betrachtet, daß heutigen Tages selbst einfachen Arbeitern zur Verfügung steht, das heißt, die Menge Zeit, die nicht zur Sicherung des Lebensunterhaltes benötigt wird, dann ist jeder Arbeitslose in der deutschen Bundesrepublik ein römischer Patrizier. Klingt gewagt? Gar provokant? Soll es. Wir vergleichen ja hier nicht den Lebensstandard - nur eben die Freizeit. Und deren Nutzung. Und hier, hier sind die Parallelen unverkennbar, nur daß der moderne Zeittotschläger nicht mehr ins Colosseum zu gehen braucht, er hat seinen Circus Maximus in der Wohnstube - braucht nur den Fernseher einzuschalten.

Der gräßlichste Ausdruck, den die gegenwärtige Jugend zur Beschreibung ihrer Zeitverschwendung gebraucht, ist „abhängen“. Man hängt gemeinsam in der Clique ab und macht die Scheiß-Welt dafür verantwortlich, daß man nicht gebührend unterhalten wird. Denn das brauchen sie: Unterhaltung, fortwährende Gaudi, Nervenkitzel, Virtualisierung der pubertären Träume und - die perfekte Illusion, daß sie sich in Eden befänden. Dem Garten, der, sollte er so sein, uns denkenden und schaffensfrohen Menschen die Hölle schlechthin wäre. Hier zählt nämlich nur das in-den-Tag-hineinleben, das Fehlen jeglicher Arbeit, jeglicher Herausforderung, die etwas anderes zum Ziele hätte, als dem eigenen Selbstbewußtsein zu schmeicheln.

Wird diesen nie erwachsen werdenden Menschen das aber nicht geboten, dann werden sie sich ihrer hohlen und völlig sinnentleerten Daseinsweise bewußt und sie wissen sich keine Antwort als die Flucht in die Aggression und die Betäubung. Ob der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs einen solchen Menschen im Sinn hatte, als er ihn schuf? Wir sind zu gering, das beurteilen zu können. Glauben wollen wir es nicht. Glauben, reinen Herzens glauben wollen wir, was uns Seneca lehrte. Der Philosoph, der die Kostbarkeit jeder einzelnen Lebensminute erkannte und in einer kleinen Epistel von überragender Bedeutung würdigte.

Der Baron auf den Bäumen

von Italo Calvino

K. K. Bajun

„Am 15. Juni 1767 beschließt Baron Cosimo Piovasco di Rondo aus Ombrosa, die Erde zu verlassen, um auf den Bäumen zu leben. Er erhebt sich von der Familientafel, klettert hinauf auf eine Steineiche und wird den Boden nie mehr betreten...“ So stellt sich ein Buch vor, dessen Thema zwar etwas skurril anmutet, aber dennoch auf den ersten Blick neugierig macht. Und so habe ich es anfänglich gelesen, um es dann mit jeder gewonnenen Seite mehr und mehr zu verschlingen, ja lustvoll auszuschlürfen. Ein anderer Baron, der von Münchhausen, hätte am abendlichen Kaminfeuer sein Publikum nicht besser unterhalten können. Im Gegensatz zu dessen Erzählungen aber besteht Calvinos kleines Opus aus einer in sich geschlossenen Geschichte. Nämlich der Geschichte eines jungen Mannes, der in seinem 13. Lebensjahr aus Trotz einen Baum

besteigt, um bis zu seinem Lebensende keinen Fuß mehr auf die Erde zu setzen. Nicht, daß er auf diesem einen Baum geblieben wäre. Nein, er erschließt sich einen völlig neuen Lebensraum. Abseits von den Normen seiner Gesellschaft, verlegt er seinen Alltag über die Köpfe derer, die die ihn drückenden Normen und Regeln erst schufen. Hier oben, in seinem Reich, wird er zum unangefochtenen Autokraten.

Geschrieben wurde dieses ungewöhnliche Buch von einem Philosophen, auch wenn dieser Literatur studierte und als Journalist und Verlagslektor arbeitete. Und hier bekommt Philosophie einen ganz ungewöhnlichen, neuartigen Ausdruck verliehen, der vielleicht seit Diogenes' Zeiten so neuartig nun auch wieder nicht ist. Die Konsequenz, mit der Herr Calvino seinen Protagonisten den eingeschlagenen Lebensweg durchhalten und verfechten läßt, ist bestechend. Amüsiert und nachdenklich zugleich liest man sich durch eine mediterrane Welt des 18. Jahrhunderts, die von den Stürmen und Umbrüchen dieser Epoche bis hinein in diesen entlegenen Winkel am Meer gefolgt wird.

Der kauzige Baron beschränkt sich nicht etwa darauf, einsam von Ast zu Ast zu springen. Am gesellschaftlichen Leben nimmt er regen Anteil, verliebt sich gar, organisiert Widerstand gegen Waldbrände und ausländische Invasionsarmeen, verrichtet in den Weinbergen gärtnerische Arbeiten, zettelt Steuerrevolten an, bildet sich und korrespondiert mit den führenden Köpfen Europas, interessiert sich für alles und jedes, partizipiert an allem und jedem.

Regelrechte Baumstraßen stehen ihm zur Verfügung, deren er sich scheinbar mühelos bedient um bis in entlegene Orte zu gelangen. So zu einer Nachbarstadt, in der gleich ihm aufgrund einer idiotischen, bürokratischen Verordnung eine kleine Gesellschaft exilierter spanischer Granden und Hidalgos mitsamt ihrem Anhang, Frauen und Kindern auf den Bäumen lebt. Nach dem Wechsel der politischen Konstellation in deren Heimat jedoch wird es dieser Gemeinschaft möglich, ihr ungewöhnliches Exil zu verlassen. Ihn jedoch, den Baron Piovasco di Rondo, versuchen sie vergeblich zu überzeugen, gleich ihnen von den Bäumen herabzusteigen und ihrer Einladung nach Spanien zu folgen. So bleibt ihm denn bis auf wenige gelegentliche Besuche nur wieder die selbst gewählte Eremitage.

Hier nun führt uns der Autor auf einen Streifzug durch die Botanik seiner Heimat. Ein wahres Kaleidoskop von Bäumen läßt er rund um Ombrosa wachsen. Als Laie staunt und wundert man sich über diese Vielfalt und ich muß gestehen, seit ich dieses Büchlein genossen habe, gehe ich zwar noch immer unwissenden, dafür aber aufmerksameren Auges durch unsere Parks und Wälder, schenke unseren stummen, großen Mitkreaturen und ihren Blätterdächern mehr Beachtung. Denn die verdienen sie. Auch das ist eine unterschwellige Botschaft, die uns dieser wahrhaftige Narr mitteilt, der das gewöhnliche „Erdenleben“ aus eigenem Entschluß „unter“ sich gelassen hat.

Herr Calvino schafft in seinem fulminanten Werk von annähernd dreihundert Seiten einen perspektivischen Wechsel philosophischer Betrachtungen, sprühend, sprudelnd, flüssig. Er verläßt auf sehr unkonventionelle Weise die eingetretenen Pfade herkömmlicher, ja, nachgerade erdgebundener Philosophie. „Um klar zu sehen, genügt oft ein Wechsel der Blickrichtung“, sagt Antoine de Saint-Exupéry. Man kann nicht behaupten, daß nach der Lektüre dieses sehr anspruchsvollen kleinen Bändchens gehobener Unterhaltung alle Unklarheiten beseitigt wären. Eine Anregung zum Verlassen ausgefahrener Geleise hingegen wird dem aufmerksamen Leser in jedem Falle geboten. Verblüffend, auf welche Ideen Herr Calvino seinen Protagonisten kommen läßt, um seinen exorbitanten Lebensraum zu erobern. Nichts, aber auch gar nichts läßt er aus. Selbst die

Notwendigkeiten intimster Verrichtungen werden nicht ausgespart, sondern in detail geschildert. So glaubhaft, so authentisch, daß man, obzwar das Zwinkern in den Augen des Erzählers gewahr werdend, dennoch versucht ist, die Geschichte für bare Münze abzukaufen. Hier begegnet uns wahre Meisterschaft der literarischen Kunst. Also, wenn ich sie mir so besehe, die Baumriesen in unserem weitläufigen Park, da wäre er wohl trotz aller Kletterkünste nicht weit gekommen, der Herr Baron. Wohl sieht es von ferne so aus, als verliefen sich die Zweige in wahrhaft chaotischem Geflecht, wo sie sich aber dann doch wirklich einmal im Winde wiegend berühren, da würde wohl ein Eichhörnchen von einem zum anderen Baume wechseln können. Doch ob sie einen Zentner aushielten? Oder gar mehr? Nie und nimmer.

Absurde Paradoxa wirbeln lächelnd und mit wahrer Unschuldsmine durch die Zeilen. Banales, selbst Tragisches wirkt erheiternd, ohne zum Slapstick zu degenerieren. Es ist nichts lächerlich – und doch muß man lächeln. Nichtsdestotrotz haftet dieser Geschichte etwas Zauberhaftes an. Man sollte sie gelesen haben, wenn man denn seine Freizeit einer intelligent und witzig erzählten Novelle widmen möchte.

Der Jesus-Film von Mel Gibson

J.-F. S. Lemarcou

Da kommen sie aus den Kinos geströmt, die Gesichter ernst und verbissen, manche heulend oder sich verlegen schneuzend. Einer in Texas hat sich sogar nach dem Mord an seiner Freundin den Behörden gestellt – voller Reue – der Film hat ihn bekehrt. Die Kinogänger wollten es sehen und sie haben es gesehen. Was denn nun noch?

Natürlich sind die Menschen aus den verschiedensten Motiven ins Kino gegangen. Die einen der Unterhaltung wegen, die nächsten aus religiösen Erwägungen, die dritten, weil viel Blut versprochen wurde, und das mal was anderes zu werden verhielt, als das ewige Texas – Kettensägen – Massaker. Wen nämlich dessen Stumpfsinn nicht irgendwann einmal abstößt, dessen Geist dürfte verloren sein auf ewig.

Im Gegensatz zu den Kindern Adams und Evas, denen der Rabbi Joshua, (wie ihn mein Kollege Herr Druckepennig zu nennen pflegt,) die Erlösung von der Erbsünde verheißen hat. Landauf, landab hat er den Menschen einen vernünftigen und gottgefälligen Umgang mit ihresgleichen gepredigt. Hat ihnen moralische Richtlinien gegeben, die sich jedoch seit Uhrzeiten verkauft, wie fauler Fisch auf dem Markt. Jesus von Nazareth, der Tischler, hat eine Utopie gepredigt, die allerdings machbar zu sein schien, wenn – ja wenn sich nur alle daran halten wollten.

Es hätte eine friedlichere Welt sein sollen, die sich der Schwarmgeist aus Galiläa vorstellte. Sie konnte nicht funktionieren. Aber das wußte damals noch keiner so genau. Konrad Lorenz hatte sein Buch „Das sogenannte Böse“ und Desmond Morris sein Werk „Der Nackte Affe“ noch nicht geschrieben, wo man das verbindlich hätte nachlesen können.

Den römischen Herren des Landstrichs am Ostrand des Mare Nostrum war die ganze aufrührerische Sektiererei sowieso ein Dorn im Auge. Und dem Hohepriestertum am Tempel zu Jeruschaloyim (Jerusalem) schon lange. Da traf es sich gut, daß man ob übereinstimmender Beurteilung des Falles schnell Interessenkonvergenz herstellen konnte. Ganz am Rand zeigte es sich, daß Schwermörder allezeit milder beurteilt wurden als politische Verbrecher

– und so beeilte man sich um die Tage des Pessachfestes zu Beginn des vierten nachchristlichen Jahrzehntes den armen Tischler an ein Holzkreuz zu nageln, nachdem man ihm vorher so viele Schmerzen zugefügt hatte – mit Peitsche und Dornenkrone – daß sich diese Tortur jeder Beschreibung entzieht.

Nun ja, man verfuhr in diesen Zeiten sehr häufig auf diese Weise mit Kriminellen aller Couleur. Sehr mitfühlend und zimperlich war man wohl nicht. Und daß gerade mit dem Tod dieses Mannes Joshua eine Weltreligion geboren werden sollte – wer hätte das ahnen können? Aber all diese Geschichten dürften in den Breiten des „christlichen“ Abendlandes hinlänglich bekannt sein.

Was uns interessiert, ist die Wirkung, die der Film auf das Publikum hat. Der Film, der sich mit den letzten zwölf Stunden des armen, rebellischen und doch sanftmütigen Rebben befaßt.

Denn diese Reaktionen markieren eine Scheidelinie. Hier zeigt sich wie nirgendwo sonst, wie bigott und verheuchelt das Verhältnis selbst eingeschworener Christen zu diesem Manne ist, der einer späteren Interpretation seitens der Evangelisten den Opfertod am Kreuz erlitten hat, um die sündige Welt zu erlösen. Herr Druckepennig ist immer sehr erbost, wenn die Rede auf dieses Opfer kommt. Nie und nimmer hätte ein Vater ein solches Opfer verlangt – und schon gar nicht der Allmächtige Vater Israels. Wäre er doch selbst Abraham in die Arme gefallen, als dieser sich anschickte, Isaak zu erdolchen. Natürlich kann das auch Abrahams persönliche Einschätzung gewesen sein – der „Landbote“ war leider nicht zugegen aber die scheelen Blicke Herrn Druckepennigs lassen es geraten erscheinen, zum Thema zurückzukehren.

Wenn es denn also wahr ist, daß das Mysterium des Christentums im Leiden am Kreuze verborgen liegt – dann seht da hin, ihr Narren! Schaut Euch das genau an, wie das ist, wenn einem Nägel durch Arme und Füße getrieben werden! Wie man dann da oben hängt in glühender Sonne und elend verreckt! Ihr habt einen schwachen Magen? Das könnt ihr nicht ertragen? ER mußte es doch auch – und zwar an seinem eigenen geschundenen Leibe! Dann reißt euch verdammt noch mal eure Schmuckkruzifixe von den Hälsen, verfluchte Heuchler! Denn diese Kruzifixe versinnbildlichen diesen grausamen Tod um euretwillen! Nichts anderes! Das tun sie seit der Antike. Über jedem Altar in jeder Kirche ist dieser Mel – Gibson – Film seit dem frühesten Mittelalter gespielt worden – bei jeder Messe, bei jedem Mysterienspiel. Hornochsen! Ich sollt davon nicht unterhalten werden. Das ist kein Spektakel! Das ist das Leiden und der Tod eines Träumers, der gestorben ist, weil er hoffte, er könne mit seinem Tode allen anderen zum Leben verhelfen. Selbst denen, die ihn so barbarisch quälten. Der Rabbi Joshua hat alles gegeben, was er hatte – sein Leben und die unermessliche Pein.

Damit das Leiden um ihn herum in der Welt seines himmlischen Vaters ein Ende nähme, hat er gelitten. Darum geht es in diesem Film. Darum und nur darum. Kann es sein, daß ein alter Parkinson-geschüttelter Mann auf dem Stuhle Petri zu Rom der Einzige ist, der das begriffen hat? Es gibt keinen romantischen Jesus, meine schwärmerischen Damen aus der Jungen Gemeinde! Es gibt nur einen armen Juden, der an etwas geglaubt hat und sich für diesen Glauben hat zu Tode schinden lassen. Seht hin, wie er verreckt! Stück um Stück! Und mit ihm alle, die gleich wie er von ihren Mitmenschen auf viehische Weise zu Tode gebracht wurden. Wenn euch das nicht behagt, ihr lauwarmer Kerzenschwenker und gemütlich-beisammen-Sitzer, ihr Friedensliedträller und Bibelausleger, dann nennt euch nach wem ihr immer wollt – nur nicht nach diesem Einen. Denn dieser hat die Lauen

ausgespöen. Und zwar mit Recht! Denn er konnte die Gladiatoren, die ihn stäubten, seine Volksgenossen, die da brüllten „Krucifige!“ nicht einfach wegsingen, wegbeten oder gar wegzappen. Nein, konnte er nicht. Er mußte stille halten, bis sie das Kreuz aufrichteten und er nach stundenlangen, fürchterlichen Torturen seinen Geist endlich in die Hände seines Ewigen Vaters legen, der ihm all das nach christlicher Lesart zugemutet hat. Und für was? - Zähle einer diejenigen, die nach ihm unter ihren Kreuzen zusammengebrochen sind und in ihrer endlosen Not verzweifelt schrien: „Eli, Eli, lama asaptani?“ - läßt Herr Heym den Ewigen Juden Ahasver sprechen. Ja, zähle einer! Aber das konnte er nicht wissen, der jetzt zur Rechten seines Vaters sitzt und des Jüngsten Gerichtes harrt, an dem er Richter sein wird. Trotzdem hat er diesen schrecklichen Kelch geleert, mit aller Konsequenz, bis zum bitteren Ende. Und das Einzige was sein Gott für ihn tat, war, daß er ihn nicht der Vergessenheit anheimfallen ließ für die nächsten zwei Jahrtausende.

Einige vom Volke meines verehrten Herrn Kollegen Druckepennig monieren nun, der Film würde das Volk der Juden als Mördervolk diffamieren. Das ist nur bedingt richtig. Natürlich will niemand als Bösewicht angeprangert werden. Und die Juden schon gar nicht für eine Sache, für die sie nun schon seit zweitausend Jahren mit nicht zu überbietender Brutalität kollektiv verfolgt werden. Sie haben einen aus ihrer Mitte verstoßen – umgebracht haben ihn die Römer. Daß das erst einmal klar ist.

Daß sich die Evangelisten bei den damaligen Machthabern einschleimen wollten und sich nicht entblödeten, das zu Lasten eines Volkes zu tun, das eh schon ziemlich am Boden lag und sich trotzdem ein elitäres Sendungsbewußtsein bewahrte, das ist ein historischer Fakt. Daß es sie beim Abfassen ihrer Demagogien nicht einmal störte, daß sie dabei das Volk ihres Herren besudelten und eine blutige Saat ausbrachten, die dieses Volk an den Rand der physischen Vernichtung führte, das alles ist ein Teil der gigantischen Sünde, die der arme Wanderrabbi mit seinem Opfer eigentlich aus der Welt schaffen wollte.

Was sich also wirklich in jenen Stunden, die der Film beschreibt, abgespielt haben wird, läßt sich unschwer nachvollziehen: Eine Menschenmenge, die nach all der drückenden Last durch die römische Fremdherrschaft und die eigenen Tyrannen nichts sehnlicher herbeiwünscht als einen „Meschiach“, diese Menschenmenge kann mit diesem „Lamm“ nichts anfangen, das zwar von seinem Vater im Himmel spricht, das Schwert Gottes aber nicht ziehen will zu ihrer Befreiung. Durch Annahme des Leidens will er die Welt verbessern – der muß verrückt sein! Den Wechslern hat er im Tempel die Tische umgestürzt – aha!, also auch noch geschäftschädigend. Und jetzt ist es amtlich! Er ist ein Volksverhetzer, ein Rebell gegen die herrschende Ordnung. Und der muß weg. Sein Abgang wird so gestaltet werden, daß er potentiellen Nachahmern zur Abschreckung diene. Nun gut, wenn er der ist, der er zu sein vorgibt, dann wird er sich wohl zu helfen wissen. Ist er's aber nicht, kann er sich nicht selbst retten, nu, wird er dann erst uns retten wollen? Er konnte sich nicht retten, wenn wir mal vom frommen Gerede von der Auferstehung absehen wollen.

Halt! Warum wir die Auferstehung als Ammenmärchen abtun? Wo sie doch den Kernpunkt des christlichen Glaubens berührt? Die Überwindung des Todes für Christus und alle, die sich vorbehaltlos zu ihm bekennen? Weil sie nichts anderes ist, als ein überdimensioniertes Pflaster für alle, die sich vor ihrem Tode zu Tode graulen und dabei schier unsinnig werden vor Angst. Die sich nicht damit abfinden können, daß nach dem letzten Atemzug die Lampen ausgehen und zwar für den Rest der Ewigkeit. Weil sie ein Erpresserbriefchen ist: Entweder du ziehst mit, und wie man Christus

nachzufolgen hat, das bestimmen wir! Oder aber du gehst deiner Chance auf ein ewiges Leben unrettbar verloren. Rein ins Boot zur Seligkeit oder ersaufen in den Äonen. Aber wenn du anheuerst, dann präge dir gleich ein, wer einzig und allein unter dem Jesusbild auf dem Achterdeck steht – nämlich wir, die Mächtigen, die sich jede Religion zueigen machen – Hauptsache sie nutzt unserem Machterhalt.

Solche Mätzchen, die nicht in Joshuas Sinne waren, sind für unsere Beurteilung des Christus völlig belanglos. Er, der von sich behauptete, sein Reich wäre nicht von dieser Welt, predigte und wirkte sehr irdisch. Er gab eine Richtung vor, die, wenn sie denn global und für alle anwendbar wäre, der Welt unzweifelhaft zu einem schöneren Antlitz verholfen hätte.

Also, die Juden sind nicht ein Jota mehr ein Mördervolk als die Franzosen (Bartholomäusnacht), die Russen (Juden- und Armenierpogrome), die Deutschen (Holocaust), die allerkatholischsten Spanier (Massenmord an den Indios) und so weiter, und so weiter.

Und wenn „Die Kreuzritter“ von Sinkiewicz aufgeführt werden, brüllen die geschichtsbewußten Deutschen auf. Zeigt man einen Streifen, der die Verbrechen der Amerikaner in Vietnam zum Inhalt hat, werden die amerikanischen Veteranen aufaulen. Fällt das Wort „Nemmersdorf“ fühlen sich die Russen auf den Schlipps getreten. Das ist doch alles geschenkt!

Deshalb verfechten wir die Meinung, bei dem Jesus-Film von Mel Gibson soll man auf die Botschaft achten. Und die Botschaft wurde zwar auf dem Berge gebündelt unters Volk gebracht (Bergpredigt). Aber gelebt, gelitten und gestorben wurde sie am Kreuz – und nirgendwo sonst. Nicht bei der Hochzeit zu Kanaa, nicht beim toten Lazarus, nicht bei dem bekehrten Zöllner. Ihre unerreichte Wucht liegt in jenem unerreichten Leiden – und dieses Leiden stets und ständig vor dem inneren Auge zu behalten – das ist die Aufgabe eines Christen. Mit dieser Waffe allein kann er die eigenen Dämonen bekämpfen – alles andere ist Beiwerk! Und für den Rest der Welt wurde dieser Film nicht geschaffen. Sollen sie ihn ignorieren, solange sie das Maul halten. Dazu sagen wir: Amen

Der König David Bericht

von Herrn Stefan Heym

K. K. Bajun

Sie haben also Stefan Heyms „König David Bericht“ in den Händen. Ich sag Ihnen was! Holen Sie die schöne, alte Gutenberg-Bibel aus dem Bücherschrank und legen Sie sie daneben. Sie werden sie brauchen! Denn Herr Heym entführt und in die Zeit des Alten Testaments:

Über tausend Jahre vor Christus schweift ein jüdischer Hirtenjunge namens David ein zerlumptes und verstreutes Volk von nomadisierenden Bettlern, Spielball aller altorientalischen Mächte, zu einer Nation zusammen, die die Jahrtausende übersteht wie ein erraticer Block.

Selbst Himmlers perfekt organisierte Mordmaschine konnte dieses Volk der Juden nicht auslöschen, wie sie's auch immer anstellten. Abraham, Moses, Josua – alles große Gestalten der jüdischen Geschichte. Aber an David kommt nichts und niemand vorbei. Was für ein Genie, was für ein Machtmensch und Halunke, was für ein großer Mann! Es gab wirklich kein Verbrechen, das er ausgelassen hätte. Aber er diente mit Inbrunst seinem

Gott, seinem persönlichen Gott. Und dieser Gott nimmt die Macht aus Sauls Händen und gibt sie David. Tat er das? Oder nahm sie der Erzvater aller Verräterei, David, sich selbst von einem alten Mann, der ihm einst vertraute und ihn liebte, wie einen eigenen Sohn?

Schlich sich David, der wunderschöne Hirtensohn mit der Harfe und der goldenen Stimme, in den inneren Zirkel der Macht um König Saul, lullte diesen ein, ließ sich von diesem als Lustknaben gebrauchen, pflog intimste Beziehungen mit Sauls Sohn und Tochter – Jonathan und Michal – zu dem einzigen Zweck, eines schönen Tages die Nummer 1 zu werden?

Aus der Bibel geht das alles nicht hervor. In den Büchern der Könige und Richter liest es sich ganz anders. Viel moderater. So mehr fürs Herze! Fast wie in Grimms Märchen. David, der Makellose, bekam die Macht von Gott übereignet, weil Saul gegen den HERREN gefrevelt hatte.

Na klar! So kann man's auch ausdrücken. Aber wie war das denn nun wirklich? Oder war es genau so und die alttestamentarischen Berichte sind am Ende nur geschönt worden? Oder haben die damaligen Zeitgenossen das Erlebte wirklich so aufgefaßt? War ein Versager in ihren Augen ein Gottgestrafter und analog dazu ein Siegertyp wie David ein Gottgesalbter?

All diese Fragen müssen Herrn Heym wohl auch sehr bewegt haben. So wie jeden anderen klugen und geschichtskritischen Geist auch, der dem Gros seiner Mitmenschen vernünftigerweise nicht weiter traut als er sie sieht.

Aber da ist noch etwas! Wenn es nur um die Aufarbeitung alttestamentarischen Stoffes ginge, wie es den ersten Anschein erweckt... Nein, da gibt es noch einen zweiten Hintergrund, für einen „gedienten Ossi“ auf Anhieb sichtbar. Hier wird eine längst vergangene Epoche zur Gegenwart in Beziehung gesetzt. Zu der Gegenwart nämlich, in der das Buch geschrieben wurde. Und diese Gegenwart hieß D.D.R.

Es ist kein Geheimnis, daß Herrn Heyms Verhältnis zum kommunistischen Obrigkeitsstaat D.D.R. ein sehr gespanntes war. Bedrängt von menschlicher Dummheit und Indolenz, die unter den hehren Bannern der Menschlichkeit zu fechten vorgaben – das vertrug sich nicht mit dem kritischen Feingeist Heym.

Viele haben versucht, die auf die Abwege der Macht geratenen roten Menschheitsbeglückter auf den Pfad der selbst gewählten Tugend zurückzurufen. Und vielen ist es übel bekommen. Es war gefährlich, ihnen ungeschönt und direkt die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Das vertragen Sie nicht. Es war gefährlich, ihre rosaroten Mythen anzukratzen. Denn diese sollten der Jugend ja zur Orientierung dienen. Nee, nicht dem eigenen Nachwuchskader! Dem jugendlichen Stimmvieh! Die sollten glauben, vor allem glauben! Das ist eine Grundvoraussetzung für jeden Machterhalt – der bedingungslose und ergebene Glaube!

Aber Glauben und Wissen sind zwei ungleiche Geschwister. Und der denkende Mensch, der zur Selbstbestimmung neigt, will in erster Linie wissen und nicht glauben. Das ist eine gefährliche Intention – gefährlich vor allem für die jeweiligen Fürsten aller Couleur.

Und genau darum geht es im König-David-Bericht. König Salomo - ja, ja, der berühmte Weise und Davidsohn, beauftragt den renommierten jüdischen Historiker Ethan mit der Erstellung einer Chronik über die Ereignisse vor und während der Herrschaft seines seligen Vaters David. Memoiren gehören

ja bekanntlich zu jedem guten Staatsmann. Nur, David selbst hatte eben keine geschrieben. Und Ethan, ein gerader Charakter entledigt sich dieser Aufgabe mit Fleiß, Akribie, und gründlicher Recherche. Viel zu gründlicher Recherche, wie schon bald vom hochkarätigen und regierungsnahen Redaktionskollegium befunden wird. Und sie beginnen langsam, Ethan immer ernster werdende Hinweise zu geben, wie er seine Arbeit zu verrichten hätte. Wo man etwas getrost auslassen kann oder von einem anderen Aspekt aus beleuchten sollte. Diese freundlich erteilten Ratschläge gewinnen immer mehr drohenden Charakter. Ethan ist kein Dummkopf.

Er ist durchaus in der Lage, die Zeichen an der Wand zu deuten. Aber er entscheidet sich gegen alle Vernunft, in seiner Arbeit fortzufahren. Ein ehrlicher Makler zwischen der historischen Wahrheit und dem Interesse der Nachgeborenen an dieser Wahrheit. Und so recherchiert und schreibt und schreibt und schreibt er – wider das Vergessen. Und rennt doch gegen die Windmühlen der Macht.

Als er seinen Report endlich vorlegt, wird im Redaktionskollegium ernsthaft seine physische Liquidation erwogen. Aber die Großen des jüdischen Reiches sind am Ende clever genug, diesen idiotischen Schritt nicht zu wagen. Man möchte fast sagen, die an den Juden vielgerühmte Schlaueit hätte obsiegt. Denn wer, wenn er noch alle Latten am Zaun hat, ist ernsthaft an einem Märtyrer interessiert, dessen Blut für seine Sache zeugt.

Das Konstanzer Konzil hätte sich und Europa eine aberwitzige Menge Ärger erspart, wenn man Professor Johannes Hus aus Prag dem kaiserlichen Worte entsprechend am Leben gelassen hätte.

Man wußte doch um die Kraft, die von den eigenen Märtyrern noch nach Jahrhunderten ausging. Nun, die Hofcamarilla um König Salomo wurde ohne Schaden klug. Sie vergriffen sich nicht an dem Intellektuellen Ethan.

Sie beschlossen ihn einfach totzuschweigen. Der Bericht wurde kassiert, von einem Expertenteam in die heute allseits und im Alten Testament nachzulesende Form gebracht und im Kanon der Bibel für die Nachwelt bewahrt. So gewinnt man die Schlacht an der Propaganda-Front!

Und der klügere, wenn auch nicht unbedingt moralisch bessere Teil der Nachwelt hat aus der Geschichte gelernt. Wenn wir uns die Geschichtsbücher der Sowjetunion und ihres deutschen Satellitenstaates anschauen, dann sind selbst Standardwerke nach dem Muster des redigierten König-David-Bericht gestrickt.

Und die Ethans dieser Zeit konnten recht von Herzen froh sein, wenn man ihnen ihr Häuschen in Grünau oder anderswo ließ und sie nicht nötigte, ihre Gedanken auf sibirischer Birkenrinde niederzukritzeln.

Nachsatz:

Ich befasse mich gerade mit den englisch verfaßten politischen Lebenserinnerungen des ehemaligen U.S.-Außenministers Henry Kissinger. In seinem Vorwort wendet sich dieser höchst intelligente Diplomat an zukünftige Studenten und anempfiehlt ihnen das Werk indirekt zur Lektüre.

Und ich könnte mir vorstellen, daß dieser Recommendation an vielen amerikanischen Universitäten durchaus gefolgt wird und zukünftige Historiker oder Journalisten das Bild jener Epoche unkritisch nach Herrn Kissingers Vorgaben zeichnen. Wie gut, daß ich den König David-Bericht vorher gelesen habe...!

Der Tod eines Teemeisters (Sen no Rikyu)

ein Film von Kei Kumei nach Motiven des Buches „Honkakubo Ibun“ von Yasushi Inoue

Japan 1989

Ein Kronjuwel der Filmkunst.

Die Blätter sind vom Baum gefallen

Die Luft im Herbst ist kalt und klar.

Der an Erfahrung und Tugend hervorragende Mann

Wird den Zen-Tempel verlassen.

Hoffentlich kehrt er bald zurück

Und erzählt was sein Herz bewegt.

Der Kido

Akinokawa Michi san

Japan ausgangs des 16. Jahrhunderts. Es ist die „Zeit der kämpfenden Reiche“. Mächtige Feudalherren ringen in einem mörderischen, das Land auszehrenden Krieg um die Vorherrschaft. Doch abseits des blutigen Hauen und Stechens erblüht eine einzigartige Kunst. Ein Ausdruck zutiefst buddhistischen Gedankenguts: Der Teeweg. Der Chanoyu, wie ihn die Japaner nennen. Priester der spezifisch japanischen Form des Buddhismus, des Zen, tragen seine Traditionen fort und beschreiten immer neue Wege der Verfeinerung, der Sublimierung, der Perfektionismus.

Der Teeweg, das hat so gut wie gar nichts mit unserem morgendlichen Teebeutelaufrühren zu tun. Der Teeweg – das ist Versenkung, das ist innere Einkehr, das ist Meditation, das ist Hinwendung zur umgebenden Natur, das ist das Einswerden mit der Weltseele. Es ist noch so viel mehr. Vor allem aber ist er kalt und steinig. Bar jeder Bequemlichkeit. Und doch voller Schönheit, hinführend zu klarer Erkenntnis und innerem Frieden. Aber es fällt schwer, den Teeweg verbal zu beschreiben, da er mit dem Herzen erfaßt werden will. Einer der herausragendsten, wenn nicht überhaupt der größte Vertreter des Teeweges aber war Takana Sen no Rikyu san, der Teemeister des Fürsten Taiko, des Toyotomi Hideyoshi sama, des späteren Kampakus und somit mächtigsten Mannes Alt-Japans.

In unserem zauberhaften und hochkarätig besetzten Film wird in einer an Authentizität nicht zu übertreffenden Weise dieser Rikyu, dessen Name im Reich der aufgehenden Sonne so geläufig ist, wie bei uns Goethe, von Mifune Toshiro san gespielt. Herr Mifune, wir erinnern uns, prägte sich uns unauslöschlich ein als Kikoshiyo in Akira Kurosawas großem Heldenepos „Die Sieben Samurai“. Nun lieh er diesem historischen Schwergewicht Rikyu seine Figur, seine Stimme. Kein leichtes Unterfangen, fürwahr! Doch eines Mifune Toshiro san würdig. Denn Herr Mifune war ein Ausnahmeschauspieler, einer, der Ehre einlegte für diese Berufsgruppe, deren Ansehen leider durch die Masse der vielen stotternden und blödelnden, der geschminkten und farblosen Mimen unserer Zeit systematisch demontiert wurde. „Ja,“ sagt man sich, „so muß Meister Rikyu gewesen sein. So und nicht anders! Dieser ungekünstelte Ausdruck erhabener Würde, dieses gewaltige und dennoch nicht hochfahrend wirkende Selbstbewußtsein, diese Ruhe und Bedacht, dieser untrügliche Sinn für wahre Schönheit!“ Nun, 1591 verlosch

in Kyoto, der alten Kaiserstadt, das Leben dieses 1522 in Sakai geborenen Giganten des Geistes durch Seppuko (Harakiri). Sein Dienstherr Hideyoshi san hatte ihm in einem Anfall von Rage den Selbstmord befohlen, weil der Sage nach Herr Rikyu anlässlich der Verabschiedung eines mißliebigen und daher verbannten Teemeisters ungefragt ein kalligraphisches Gedicht in dem Gemach präsentierte, in dem der Abschied ausgerichtet wurde. Dieses Gedicht war der „Kido“, der dieser Rezension eingangs präsidiert.

Dieser Kido aber befand sich im Besitz des Taikos, des Fürsten Hideyoshi, der die Verbannung angeordnet hatte. Das Aufhängen dieser Schriftrolle war also ein Affront, ein leises aber unmißverständliches Erklären von Opposition gegen den Machthaber. Der verstand das wohl und reagierte entsprechend: Er befahl seinem Teemeister den rituellen Selbstmord Seppuko, den Europäern unter dem Namen „Harakiri“ geläufig.

Diese unüberlegte Tat soll den Fürsten später gereut haben! Aber einmal ausgesprochen, behielt der tragische Befehl für den Teemeister seine Gewalt. Er fügte sich ihm, wie gesagt, an jenem schwarzen 28. Februar des Jahres 1591.

Diese Begebenheit zählt zu den Ereignissen von nationaler Bedeutung im Lande des Tennos. Erzählt wird sie in unserem Film von einem (fiktiven?) Schüler Meister Rikyus, dem buddhistischen Mönch Honkakubo. Okuda Eiji san, ein weiterer japanischer Schauspieler, hat sich dieser Rolle mit einer zu Herzen gehenden Bravour angenommen. Kein Lehrbuch könnte je das Wesen des Zens so nachhaltig und einfühlsam vermitteln wie das Auftreten Herrn Okudas in seiner Rolle als Zeitzeuge der Geschehnisse um seinen Meister. Überhaupt – dieses Agieren der Schauspieler, die Mimik, die vergleichsweise spärlich gesprochenen Worte und Sätze, der sagenhafte Reichtum an betörend schönen Bildern und die wunderschöne Filmmusik, die dem europäischen Ohr so fremdartig und doch so harmonisch klingt, all das läßt uns begreifen, daß wir es hier mit dem Werk einer Hochkultur zu tun haben.

Ein Spalt weit öffnet sich uns die sonst so verschlossene japanische Seele, wenn der Regisseur Herr Kumei roten japanischen Ahorn im Herbstwind flirren läßt, wenn ein kleiner aufgeschreckter Erpel über einen kalten Wintersee unter der Morgensonne dahinflattert, wenn sich die Silhouette eines Schloßturmes schwer und doch von graziler Leichtigkeit gegen den Abendhimmel abhebt. Selbst die Düsternis einer bevorstehenden Schlacht tritt in prächtigster und doch gleichzeitig schlichter Schönheit vor unsere Augen, wenn die Truppen eines Heerführers zur letzten Teezeremonie vor der nächtlichen Kulisse des Jurakudai-Palastes angetreten sind. Großer Gott, wie sehr ist das Yamato-Volk doch den Deutschen verwandt, indem es himmelstürmende Schönheit und unsterblich Erhabenes in derselben Stube einquartiert, in der sie schnaubenden Mord wüten läßt!

Meister Rikyus Lebensmotto war das „Wabi“, was in etwa das Prinzip der schlichten Schönheit beschreibt. Suche das Schöne im Einfachen und das Einfache im Schönen! Insofern war die Herausforderung an den Regisseur, ein Film zu drehen, der sich mit dem Leben und Wirken dieses Mannes befaßt, immens. Herr Kumei hat sich dieser schwierigen Aufgabe nicht nur mit großem Mute gestellt, er hat darüber hinaus dem Teemeister Tanaka Sen no Rikyu san ein würdiges Monument errichtet. Ihm und seiner Lehre, der kalten und steinigen, aber gewaltlosen Lehre vom Weg des Tees. Dieser Film ist selbst zu einem Bestandteil des Zens geworden, der es würdig ist, einem breiten Publikum vorgestellt zu werden. Denn dieses Werk gehört zu den unbezwingbaren Bastionen der Kultur, die von Kitsch, Verflachung und menschlicher Dummheit vergebens bestürmt werden.

Die Legende von Paul und Paula

-ein Film der DEFA-

M. L. Hübner

Wenn Sie von Dresden kommend nach Berlin hineinfahren, übers Adlergestell und unterhalb des „Treptowers“ vorbei über die Spree, dann führt sie Ihr Weg fast unmittelbar vorbei - am Lichtenberger Paul-und-Paula-Ufer. Das nämlich flankiert unterhalb des Ostkreuzes den Rummelsburger See. Ist schon doll, eine Straße den Namen zweier Filmfiguren zu geben, oder kennen Sie in London eine James-Bond-Lane, in Brüssel eine Rue Maigret, in Paris eine Avenue Les-trois-Musquetaiers? Was muß das für ein Film gewesen sein, daß man dreißig Jahre später einen offiziellen Verkehrsweg amtlich nach ihm benennt?

Nun, im Abstand von ebenjeden drei Jahrzehnten sah ich ihn. Woran ich mich noch gut erinnern kann, ist der Wirbel, den er damals verursachte. Die Plakate an der Jahrtausendbrücke zu Brandenburg an der Havel; das verstohlene, schwärmerische Lächeln der knapp achtzehnjährigen Schwester, die den Streifen schon im gerammelt vollen Kino „Concerthaus“ in der Steinstraße sehen durfte. „Mensch, die haben die richtig nackig gezeigt, und wie sie es..., na ja, hör da mal weg, dazu bist doch noch zu jung!“

Das machte neugierig! Nackige! Das mußte man sich mal vorstellen! Wir lebten in der DDR und schrieben das Jahr 1973. Der Genosse Ulbricht, wertkonservativ bis in die Knochen, war kaum unter der Erde, der ehemalige FDJ-Häuptling Erich Honecker hatte soeben das Ruder der Staatslenkung übernommen. Ein frischer Wind schien durch alle Bereiche des Lebens zu wehen. Ein halbes Jahrzehnt später nur entstanden Jugendfilme wie „Sieben Sommersprossen“, in dem eine vierzehnjährige Kareen Schröder und ein fünfzehnjähriger Harald Rathmann Erotik pur knistern ließen, wie die Funken eines Lagerfeuers. Und, meine lieben Landsleute aus Trizonesien: Vielleicht waren diese Filme, die schon sehr die Skepsis der bis unter den Vatermörder zugeknöpften DDR-Oberen erregten, nicht ganz von der Freizügigkeit, wie der westdeutsche Schulmädchen-Report oder die „bumsfidele Gräfin“. Aber das hier hatte Klasse, Niveau, Tiefgang. Hier ging es nicht ums Rammeln. Hier wurden Geschichten erzählt, die mit so ausgewogener Pikanterie gewürzt waren, daß man ganz berauscht das Kino verließ. Standbilder? Gab es keine. Doch, gab es doch! Im Kopf des Zuschauers nämlich. Noch lange, nachdem der Abspann gelaufen war.

Aber Hand aufs Herz! Kann ein Film deshalb eine so ungeheure Popularität gewinnen, nur weil er bei seinen Protagonisten erstmalig die Hüllen fallen läßt? Äh! Da steckt mehr dahinter.

Wir erleben hier ein Liveporträt des Lebens im Ostberlin der frühen Siebziger. Es ist die Zeit der Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Berlin. (Muß ein wahrer Horrortrip für die Stasi gewesen sein, diese vielen unkontrollierten Westkontakte, Alimenteverpflichtungen, die in Devisen zu zahlen waren - diese Jugend!) Worum geht es denn nun eigentlich in diesem Film? Das ist gar nicht so einfach zu beantworten. Gleich zu Beginn empfiehlt sich der Streifen als zeitgenössisches Dokument. Eine Sequenz, die sich wie ein roter Faden durch den ganzen Film zieht. Ein leergezogenes Haus der Gründerzeit wird gesprengt - irgendwo in Mitte oder Friedrichshain, daneben sieht man die nagelneuen Arbeiterschlafräume, 10 - und mehr-Geschosser, die damals als heißbegehrtes Sinnbild des Modernen galten. Statt dem Klo eine halbe Treppe tiefer, Kohleheizung im vierten Stock und ewig kalten, hohen Buden mit Schimmel in den Wänden gab es hier Aufzüge, Zentralheizung, Etagenmüllschlucker, Innenklos und Wannenbäder. Hell und freundlich waren sie. Fester Beton gewährte auch den Hängeelementen

der Einbauküche festen Halt. Diese schicken, neuen Wohnungen waren zunächst mal den linientreuen Leistungsträgern des sozialistischen Aufbaus vorbehalten, während die Besitzer der Produktionsmittel, die Arbeiterklasse oft noch immer in den alten Löchern der Vorkriegszeit hausten. Diese Buchten, deren Kriegsschäden selbst zu Anfang der Siebziger nur notdürftig, wenn überhaupt, geflickt waren, wurden zumindest in der Innenstadt als Sinnbild des Alten, Überwundenen, des in den letzten Zügen hechelnden, aggressiven Bürgertums vernachlässigt und dann - für die neue, großzügige und namenlos öde Stadtgestaltung des Sozialismus in Schutt und Asche gelegt.

Und in diesem Vergehen und Werden lebt Paul (Winfried Glatzeder), ein junger Intellektueller, der sich auf einem Rummelplatz in eine charakterlose Schönheit verliebt, diese ehelicht, mit ihr ein Kind in die Welt setzt. Während seines dreijährigen Wehrdienstes - erst nach dem Studium(?) - hält sich dieses Früchtchen von Rummelbraut anderweitig sexuell schadlos. War ja nicht anders zu erwarten. Heute weiß man, wie die DDR-Zensur aufgestöhnt haben muß: „Aber Genossen, so was kann man doch nicht zeigen! Mensch, da geht doch keiner mehr drei Jahre zur Fahne! Und überhaupt: Ihr sollt sozialistische Moral auf die Kinoleinwand bringen - und nicht deren ketzerische Antithese! Die Bräute unserer jungen Genossen Unteroffiziere sind natürlich alle stolz auf ihre Gatten und Verlobten im Ehrenkleid der Arbeiterklasse und halten deren Familienglück in Ehren.“ Das war die verträumte Wunschvorstellung der Alten Garde. Die Wirklichkeit sah anders aus. Der Film zeigt die Wirklichkeit. Das ist schon eigentlich das Sensationelle. Ein anderes berühmtes DEFA-Werk, das so etwas gewagt hatte, „Die Spur der Steine“ mit Manfred Krug ein paar Jahre früher, ist noch aus just diesem Grunde auf dem Index gelandet.

Gar nicht weit weg wohnt die Paula (Angelika Domröse) zusammen mit ihrer kleinen Tochter. Die junge Frau ist dreiundzwanzig Jahre alt, lebenslustig und lebenshungrig. Sie arbeitet in der Flaschenannahme einer Großverkaufsstelle und an der Kasse als Verkäuferin. Eine ganz normale, allerdings außergewöhnlich hübsche Frau aus der staatstragenden Arbeiterklasse.

Einen Wartburg - Tourist fahrender Verehrer macht ihr den Hof: der „Reifenfritze“ und Selfmademan Saft (Fred Delmare). Der wird als typischer Vertreter des Mittelstandes gut porträtiert. Jeder, der im Reiche des Mangels aufgewachsen ist, wird ihn wiedererkennen, diesen Handwerker, der an jede Bückware herankommt, ohne Aluchips, ohne Anstehen, nur eben durch präkommunistische Tauschgeschäfte, schachern, feilschen, Beziehungen ausspielen. Fatal an diesem Porträt allerdings ist der fade Beigeschmack der bösen Erinnerung, die gerade im deutschen Raum beim Anblick dieses Reifenbudenbesitzers achtundzwanzig Jahre nach dem Untergang des Hitlerreiches aufkommt.

Mit Fred Delmare hat man zwar einen exquisiten Schauspieler verpflichtet, seine Statur und sein Auftreten, seine Beziehungsgeschäfte, sein Organisieren hinter den Kulissen - das alles jedoch riecht so sehr nach Veit Harlans Charakterzeichnungen a la „Jud Süß“, daß es einem schon in der Nase zu stinken beginnt, wie fauler Fisch und ranzige Butter. Eigentlich fehlt nur noch, daß man dem Reifenfritzen Saft statt seines Kittels einen Kaftan, statt des Hutes eine Kippa und statt der Schuhe Langschäfer angezogen hätte. Auch die Kommunisten pflegten also ihre notorischen Aversionen gegen die kleinbürgerlichen Elemente, diese unseligen Relikte des untergegangenen Kapitalismus. Auch Paula verliebt sich - nee, nicht in den etwas älteren aber grundsoliden Reifenfritzen, sondern zunächst einmal auch in einen vom Rummel. So einen verkrachten Cellisten mit blondem Afrolook. Der sie auch umgehend schwängert. Während sie aber von seinem Kinde in

einer Klinik entbunden wurde, befaßt sich der lockerlose Musiker derweil schon wieder mit Formen, die dem seines Cellos gar nicht mal unähnlich sind - im Gegensatz zu diesem aber aus Fleisch und Blut bestehen und mehr stöhnende Töne von sich geben. Sie erwischt ihn in Flagranti bei seinem „Saiten - Sprung“ und schmeißt ihn der Dissonanzen wegen aus der Wohnung. So, nu isse allein. Und philosophiert abends im Bette vor sich hin, begleitet von einer Flasche KiWhi, Kirschwhisky - dem berüchtigten Weiberschnaps. Der wärmt und tröstet zwar auch ganz gut, aber ihr ist eigentlich nach mehr zumute. Zumal die Wände der Berliner Albauten recht hellhörig sind und neben ihr allabendlich etwas Hausmusik betrieben wird. Duette quasi, der aufregenderen Art. Und so geht sie noch mal auf Achse, in einen Liveschuppen, in dem die Puhdys ihre berühmten Lieder aufführen.

In dieser Diskothek gibt Rolf Ludwig, der begnadete Vorleser und Schauspieler ein kurzes Intermezzo. Das stört aber nicht weiter, denn hier nun endlich lernt sie ihren Paule kennen, ja, den Paulemann von nebenan. Der hat mittlerweile auch so ziemlich die Nase voll von seiner Angetrauten und deren Rummelkern, die sich - wen verblüfft es? - auch noch als kriminelle Steuerbetrüger entpuppen. Fahrendes Volk halt. Wieder so ein kleiner, giftiger Seitenhieb. Die Zigeuner wird's nicht gerade freuen.

Nur - scheiden lassen darf er sich halt nicht. Die sozialistische Moral geht davon aus, daß die Familie die kleinste Zelle der Gesellschaft ist. Wenn die nicht mehr intakt ist, bröckelt das Fundament. Also Genossen, gebt ein Vorbild! Und wenn's nur eine sauber getünchte Fassade ist. Egal. Der Schein ist alles. Also werden wir Zeuge einer Affaire. Einer sehr leidenschaftlichen Affaire. Und einer, die weit hinaus ragt über die üblichen drögen, blut- und gehaltlosen Beziehungskisten, mit denen uns die Television der Gegenwart bis zum Erbrechen anödet.

Diese Lyrik spart auch dramatische Momente nicht aus. Paula, die im Spannungsfeld ihrer Liebe zwischen Sehnsucht und erzwungenem Verzicht, zwischen Traum und Realität zerrieben wird, beginnt, in ihrem eigenen Saft zu schmoren. Sie ist überfordert mit den berechtigten Ansprüchen ihrer Kinder, die sie ja nun mal in die Welt gesetzt hat. Eine Mutter fällt zurück in das Stadium des jungen Mädchens, das von seinen eigenen Problemen gefesselt ist und überfahren zu werden droht.

Da werden Kinder schnell lästig. Da werden Kinder schnell abgeschoben. Keine Rede mehr vom gemeinsamen Ausflug in den Tierpark. Hier, ein paar Groschen, geht ins Kino! Das fängt gleich an. Ja, diese Situation verdient es zum überdenkenswertesten Klischee erhoben zu werden. Wieviel tragisches Potential liegt in der Unreife von Müttern begründet, deren Körper ihnen das Kinderkriegen schon lange gestatten, deren unfertige Gemüter aber regelmäßig vor den Proben des Alltags versagen!

Na also! Die Blagen sind raus. Wenigstens ein wenig Ruhe. Nein, alles fordert seinen Preis: Der vier Jahre alte Steppke von „Löwenmähne“ wird auf dem Nachhauseweg von einem Automobil überfahren. Selbstvorwürfe, Selbstanklagen, Selbstzweifel. Isolation, suchen, nicht finden können. Die ganze filmische Komposition erinnert sehr an Zelluloid gewordene Lyrik.

Nur das Ende dieser Liebe mutet in seiner melodramatischen Komponente etwas bemüht an. Paula, die mehrmals und eindringlich von einer gütigen Vaterfigur in Gestalt ihres professoralen Geburtshelfers vor einer dritten Schwangerschaft gewarnt wurde, entschließt sich angesichts der Aussichtslosigkeit ihrer Liebe zu einer besonderen Art des Selbstmords. Sie läßt sich von ihrem Paule - Romeo ein drittes Kind ansetzen, bei dessen Geburt sie denn auch, wie prophezeit - stirbt. Angedeutet wird diese Tatsache durch eine Sequenz, in der Paula den Blicken des Betrachters in

einem U-Bahn Zugang entschwindet. Gekonnt! Euridyke auf dem Weg in die Unterwelt. Die letzte Szene ist dann an Unwirklichkeit nicht mehr zu übertreffen. Wir sehen einen Paul im morgendlichen Bette liegen, umringt von der Tochter seiner großen Liebe, seinem eigenen Sohn aus der zerrütteten Ehe und dem gemeinsamen Kinde von Paula und ihm. So rührend diese Szene auch sein mag, hier sprengen die Erzähler die Grenzen dichterischer Freiheit und katapultieren und ins Märchenland. Dorthin, wo deutsche Jugendämter und Familiengerichte keine Verfügungsgewalt haben, und sollten sie sich doch in dieses Reich verirren, umgehend die gerechte Strafe für ihr gottloses Treiben erhalten.

Alles in allem wird dieser Film zu Recht unter die ganz Großen der deutschen Filmkunst gerechnet. Kein Kitsch, auch wenn's manchmal so aussieht. Kein vulgärer Voyeurismus, sondern prickelnde Erotik und authentische Gefühle, immer wieder durchmischt mit feinsinnigem und manchmal etwas behäbigem Humor. Bis an die Grenzen des damals Möglichen gesellschaftskritisch, beinhaltet er nicht nur sehr gute Unterhaltung, sondern auch Botschaften. Botschaften, die viele DDR-Bürger damals schon nachdenklich gemacht haben werden. Nachdenklich, über das immer verlogene Gehabe des Systems, das doch die Wahrheit für sich gepachtet zu haben beanspruchte. Es wetterleuchtet durch, warum die Funktionäre eine öffentliche Werbung für den Film unterdrückten. Verboten konnten sie ihn schon nicht mehr. Und heute, wo der ganze Buzandzauber vorbei ist, heute gibt's ihn als DVD. Ein Angebot, von dem wir empfehlen Gebrauch zu machen.

Die Blechtrommel - der Film

Von den Herrn Günter Grass und Volker Schlöndorff

-ein Beitrag zum bevorstehenden Beitritt Polens
zur Europäischen Union

K. K. Bajun

War es noch im Jahre 1979? War es schon 1980? Egal. Auf dem Schulhof einer polytechnischen Oberschule mit erweitertem Russischunterricht der ostelbischen, mitteldeutschen Stadt B. an der Havel garte und brodelte es. Eine Klassenarbeit? Nee! Denn die Unruhe hatte gleichmäßig alle Alterstufen, alle Klassen erfaßt: von der 3R1 bis zur 10R2. Wenn man die Gespräche der einzelnen Grüppchen verfolgte, so erfuhr man, daß im „Ersten West“ ein Film gelaufen sei - „ein Film, sage ich euch, so watt hattet noch nich jejeben! Die ham ja allet jezejit, Mensch, det jing ja richtig zur Sache! Haste jeseh'n, wie die.“ Die Mädchen, die ihn gesehen hatten, kicherten ihr wissendes Jungmädchenlachen. Die kleineren Jungen stellten die pikanten Szenen unbeholfen nach, die größeren röherten, wie brünstige Hirsche.

Zu den wenigen aus der 10R2, die nicht mitreden wollten oder konnten, zählte die langaufgeschossene Kathrin, Tochter eines ranghohen Staatssicherheitsoffiziers aus B., und der junge Korofej, dessen preußischer Vater den Sohn noch in dessen sechzehntem Lebensjahr nach Aktueller Kamera und Tagesschau (!) ins Bette schickte und ihm somit jede Sicht auf den einzigen Fernsehapparat der Familie nahm. Und so kam es, daß der junge Bajun, als er ein Jahr später das erste Mal in Danzig weilte und im Jugendhotel „Almatur“ der Langfuhrer Straße Neu-Schottland nächtigte, nicht den Schimmer einer Ahnung hatte, daß er in Spuckweite zu Elsenstraße, Herthastraße und dem Max-Halbe-Platz logierte - dem Schauplatz also eines

der gewaltigsten, phänomenalsten Werke der deutschen Literatur. Statt dessen setzte er sich in die Straßenbahn, die die Große Allee (es erscheint uns aus verständlichen Gründen unangebracht, die heutige Grunwaldska bei ihrem letzten deutschen Namen zu nennen. Denn dieser stand für das Böse schlechthin, das Danzig schließlich den grauenhaften Untergang bescherte.) in Richtung Rechtstadt hinunterfuhr, rückte in diese durch das Goldene Tor ein, war angesichts der prächtigen Patrizierhäuser im Stile des holländischen Manierismus völlig geplättet, bestaunte Rathaus, Artushof, Marienkirche und Hafenkran und beschloß, sich fortan in diese Stadt unsterblich zu verlieben. Was er dann auch tat. Und noch immer wußte er nichts von Oskar Matzerath, dem legendären Blechtrommler, dem ein Denkmal, ein Brunnen, eine Tafel in Danzig zustände, mehr noch als Paul Letschko, dem unglücklichen Bürgermeister, dem Hevelius Jan oder dem Benneke Paul.

Doch der junge Bajun und „Die Blechtrommel“ nährten sich unaufhaltsam, beide voneinander nichts wissend. Zum ersten Male vor der Polnischen Post, an deren Stelle ein Mahnmal steht. Die Geschehnisse um dieses Gebäude waren dem Junghistoriker Bajun bekannt und ihn beschlich ein ähnliches Gefühl, wie es vom Kanzler aller Deutschen wenige Jahre vorher im Angesicht des Warschauer Ghettos Besitz ergriffen haben muß. (Dieses Gefühl führte letztendlich dazu, daß sich Bajun bis zum heutigen Tage standhaft weigert, mit seiner Danziger Herzensfreundin Joanna, einer studierten, vielsprachigen und weltoffenen jungen Polin, deren notorischem Drängen zum Trotz Deutsch zu sprechen. Englisch, Russisch, Spanisch - alles kein Problem - nur nicht Deutsch!)

Man sieht die Geliebte in den Armen eines Anderen und man muß sich eingestehen, will man sich nicht selbst betrügen, daß man sie um der eigenen Blödheit und Schurkerei willen verloren hat. Danzig - du Prinzessin der Ostsee, mir ist weh um dich - aber ich weiß, daß du auch den Polen unendlich viel bedeutest, und das tröstet mich. Denn du bist in den besten, den tapfersten Händen. Die Hämmer deiner Werften an Mottlau und Weichsel haben den Funken geschlagen, der die kommunistischen Menschheitsbeglückter Stück um Stück zurückdrängte. Ist ihn zu hell geworden, zu gleißend, zu heiß. Noch ist Polen nicht verloren.! Wer eine Polnische Post gegen die Übermacht der SS verteidigt, wer mit eingelegerter Lanze todesmutig gegen hochgerüstete deutsche Panzer anrennt, der wird sich auch der Unterdrückung durch eigene Landsleute auf Dauer nicht ergeben. Seit Gomulka hätte man es wissen müssen.

Nun, da aus dem jungen Bajun ein Mann geworden ist, wird das Danzig der Färbers und Uphagens für ihn mehr und mehr zu einem Danzig der Matzeraths, Greffs, Schefflers, des Schugger Leo und des Kobylla, des Sigismund Markus und - der Anna Bronski. Leben zieht ein in die Straßen der Rechtstadt, Langfuhrs und Brösens, wo vorher der Geist des Musealen wehte. Es ist das Leben, wie es sich in jeder anderen deutschen Stadt hätte abspielen können - oder vielleicht doch nicht? Hier begegnen wir einem einmaligen Schmelztiegel, der das sonstige Völkergemisch der Hafenstädte dieser Welt bei weitem übertraf. Hier lebten seit Jahrhunderten auf engstem Raume: Kaschuben und Polen, Deutsche und Juden. Verschiedene Herkunft, verschiedene Mentalität, verschiedene Art, mit dem Leben umzugehen.

Herr Grass porträtiert diese Menschen in einer Art und Weise, die uns ebensolches ungläubiges Staunen abnötigt, wie es einst die Häuserfassaden am Langen Markt taten. Woher diese messerscharfe, ja anatomische Beobachtungskunst? Woher die Gnade, das Gesehene in Worte zu gießen, die das Geschehen 1:1 in die Köpfe des Lesers projizieren? Immer wieder verwahrt Herr Grass sich gegen Mutmaßungen, er habe autobiographische Züge in sein Werk einfließen lassen. Das mag sein. Dennoch vermittelt

er eine so farbige, eine so ungeheure Authentizität, daß man nicht umhin kommt, alle die erwähnten Personen im Danziger Einwohnerverzeichnis des Jahres 1927 nachzuschlagen. Der Verstand weigert sich zu glauben, es handle sich lediglich um Phantasiefiguren. Dennoch - als genau solche muß man sie nehmen, damit die Sinne nicht gefesselt werden, abgelenkt von der eigentlichen Aussage des Buches.

Denn hier finden wir die große Scheidelinie, die die Spreu vom Weizen der Leserschaft trennt: Genau wie sich der weitgefächerte und doch präzise Aussageanspruch den Schülern von damals entzog, da sie geblendet waren von den ungewohnt freizügigen Szenen, sehen viele Ältere durch dieses Werk hindurch nur die Reminiszenz an ihre verlorene Kindheit, an die Schrecken des Krieges, an das ihnen angetane Unrecht. Und ein jeder schneidet sich aus den Zeilen heraus, was ihm gerade zupaß kommt. Der Lustmolch die Szene mit dem Brausepulver, der Nostalgiker die deutschen Geschäfts- und Straßenschilder, der Pole die Helden von der Polnischen Post, der Nazi die Ausschnitte der Führerreden.

Doch dieses Werk verlangt nach Synopsis. Wer nicht in der Lage ist, alle Teile dieses Buches, alle Szenen, alle Absätze zusammenzupuzzeln und den großen Sinn dahinter zu erkennen, an dem geht es, dem zubestimmten Nutzen entfremdet, vorüber. Welchen Inhalts aber ist nun das Buch und was bringt es zum Ausdruck? Das sind, wie angedeutet, zwei verschiedene Fragen.

Geschildert wird die Geschichte des Oskar Matzerath, eines Jungen, der 1924 im Danziger Vorort Langfuhr zur Welt kommt und dort auch aufwächst. Alles in dieser Lebensgeschichte ist gewöhnlich und ungewöhnlich zugleich - Skurrilität und Alltägliches halten sich eng umschlungen und taumeln in wildem Reigen von der ersten bis zur letzten Seite. Das Normale und seine Karikatur gehen unmerklich und doch rasend schnell ineinander über und zurück und machen es dem Leser oft schwer, das eine vom anderen zu trennen. Muß man vielleicht auch gar nicht.

Denn darin unter anderem liegt der phänomenale Reiz des Grass'schen Werkes, daß selbst die unbeschreiblichen Schrecken, die die Bestie Mensch über ihresgleichen bringt, mit abgründigem Humor und scheinbar aus dem federleichten Handgelenk heraus dahingeschrieben werden - wie sie oft Banalem entwachsen, monströs werden und dann mit einer Gewalt heeren, die es denen, die sie erdulden mußten, noch oft bis ans Ende ihres Lebens unmöglich macht, darüber zu reden. Doch die „Blechtrommel“ kennt kein Verbergen, keine Peinlichkeit. Sie trommelt ans Licht, was man gern unter den Teppich kehrt, was man nicht brauchen kann, wenn es gilt, geschichtliche Ereignisse zu schönen.

Diese Lebensgeschichte des Oskar Matzerath, von ihm selbst und oft auch in der dritten Person erzählt, gleicht einem literarischen Röntgenapparat. Denn sie läßt uns tiefe Blick in die menschliche Seele tun, in das, was sie treibt, in ihre Verführbarkeit, in ihre mitleidheischende Erbärmlichkeit.

Dieser Oskar bekommt an seinem dritten Geburtstag eine Blechtrommel geschenkt. An jenem Geburtstag erblickt dieser nunmehr Dreijährige gleich uns mit den Augen eines Diogenes die Welt um sich herum. Er entwickelt diesen Röntgenblick und zieht aus dem Gesehenen die Schlußfolgerung, fürderhin nicht mehr wachsen zu wollen. Er will nicht zu einem aktiven Protagonisten dessen werden, was er als dumm, verheuchelt, heimlich und verabscheuenswert begreift. Er will sich dieser Welt entziehen. Indem er sie verläßt? Nein, viel subtiler noch: Indem er die Bühne verläßt, indem er sich zu eine Zuschauerloge errichtet, eine geschützte Position, die ihn weiterhin alles sehen läßt und doch nicht zwingt, das unselige Spiel mitzuspielen. Einem

Dreijährigen gegenüber zeigt sich die Erwachsenenwelt unbefangener. Und diese Erwachsenenwelt läßt sich nur zu gerne vom eigenen Augenschein täuschen. Die geistigen Rasenlatscher achten auf die Oberfläche, nicht auf die Tiefe unter ihr. Ein Dreijähriger mit dem Verstand eines Großen? Alle, alle gehen ihm auf den Leim - außer der kleinwüchsige Artist von edler Herkunft - Bebra. Und dessen spätere Assistentin, die ebenfalls kleinwüchsige Signora Raguna.

Deren somnambule Talente sind nicht so sehr in Varietekunststücken zu suchen. Sie bestehen im Erkennen dessen, was sich dem Blick der normalen Zeitgenossen so gekonnt entzieht - die Camouflage des Oskar Matzerath. Doch Bebra redet ihm ins Gewissen - mit dem Beobachten allein ist es nicht getan - handeln muß man - sonst tun es die anderen!

Während Herr Grass schreibt, zerstört er Legenden: Wie die Danziger Innenstadt unter dem Beschuß der letzten Kriegstage in sich zusammenfiel, so gehen krachend unter: das kommunistische Ammenmärchen von den edelmütigen Befreiern der Roten Armee; das uralte Märchen von den unschuldigen; zu keiner Bosheit fähigen Kindern; die Legende von der Ehrsamkeit der bürgerlichen Fassade und dem Sakrament der Ehe.

Und er zeigt nachvollziehbar, wie Menschen an ihren selbstgestrickten Legenden zugrunde gehen. Ob es die Agnes Matzerath ist, oder der Gemüsehändler Greff, sie werden irgendwann einmal von der Realität böse eingeholt und überrollt.

Würden die Fassaden also geschaffen, um der Gesellschaft als Ganzes das Miteinander und somit das Überleben zu ermöglichen, so wird doch oftmals der Einzelne Opfer dieser Widersprüche. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ Ist er aber nicht. Würde sich selbst doch gern so sehen, Ist er aber trotzdem nicht. Und so zerreißt es ihn irgendwann mal in dem Spannungsfeld zwischen Anspruch und Wirklichkeit.

Die einzige, die sich dieser Realität auf eine unnachahmlich natürliche Weise stellt, ist die alte Kaschubin Anna Bronski, die Großmutter. Der gleichnamige Film konnte die Besetzung dieser Rolle nach den Vorgaben des Schriftstellers Grass nicht besser wählen:

Diese Frau mit ihren ewigen vier kartoffelfarbenen Röcken, die sie übereinander trug, hatte das Gesicht der Kaschubei. Das Aussehen einer alten heidnischen Göttin, einer Norne gar, der Erdmutter Gaia. Mit wenigen Worten erfaßte sie das Tagesgeschehen, das ansonsten an ihr abprallte, bis zu jenem Tage, an dem sie ihre Tochter Agnes zu Grabe tragen mußte, auf dem Friedhof Saspe.

Überhaupt hält der Tod reiche Ernte in dem Buch „Die Blechtrommel“. Die Mutter Agnes eröffnet den grausigen Reigen, gefolgt von deren heimlichen Geliebten und Vetter Jan Bronski, gefolgt vom Juden Markus (auch er ein Opfer seiner Täuschung), gefolgt von Roswitha Raguna, der Somnambulen, die an der unseligen Paarung einer Schiffsgranate mit zuviel heißem Kaffee zugrunde geht, gefolgt schließlich von Matzerath selbst, dem Gutmütigen, dem ewig Hilfsbereiten, dem Mitläufer.

Herr Grass meidet den Tod nicht. Er zieht ihn in den Alltag, wo er hingehört. Er überhöht ihn, denn er läßt ihn vor allem dort umgehen, wo er mit ein wenig Menschlichkeit und Verständnis für sich und den Gegenüber gehindert worden wäre, sein Stundenglas zu drehen. Aus diesem Kaleidoskop, das Erheiterndes mit Tragischem verschmilzt, diesen Sud wieder und wieder umrührt, kann der aufmerksame Leser mehr gewinnen, als bloße Unterhaltung. Ja, wir wagen zu behaupten, daß dieses Buch nicht

zur Unterhaltung geschrieben wurde, sondern zur Belehrung. Es ist ein Mahnmal. Wort für Wort. Ein Lehrbuch. Seite für Seite. Es wurde von jemandem geschrieben, von dem unser geistiger Vater, der Dr. Tucholsky wahrscheinlich sagen würde: „Hat verstanden!“

Denn die Grundaussage dieses Werkes, dessen wesentlichen Umfang wir an dieser Stelle bewußt auf die Zeit bis zum Exodus im Jahre 1945 reduzieren, verstehen wir so: Aus der alltäglichen Trägheit des menschlichen Geistes, aus dem Unwillen der Menschen den Dingen auf den Grund zu gehen, erwächst die Hölle, die das Christentum unter der Erde ansiedelt.

Schnelle und bequeme Lösungen, die einen schnellen und bequemen Erfolg versprechen, den Widerstand der anderen, zu deren Lasten es gehen soll, mutwillig ignorieren, führen in Chaos und Untergang. Sowohl in den Herzen der Menschen als auch in der „Großen Politik“.

Namenloses Elend ist die Folge. Und es gehört zu den großen Verdiensten des Herrn Schriftstellers Grass, daß er diese schrecklichen Dinge nicht profan und hämmernd darstellt. Es ist bekannt, daß sich die Mehrheit des Auditoriums abwendet, die Ohren verschließt.

Denn die Mehrheit des Auditoriums besteht aus Grass'schen Figuren: geistigen Rasenlatschern, Ignoranten und Realitätsverweigerern. Diese zu erreichen, bedarf es besonderer Kunstgriffe. Kunstgriffe, die Herr Grass meisterhaft beherrscht.

Es ist vor allem dieses Lächeln an Stellen, an dem einem gemeinhin die Haare zu Berge stehen. Kleine Formulierungen voller Humor, die nichtsdestotrotz tragische Ereignisse von unerhörter Wucht beschreiben.

Ob es der Tod des Gemüsehändlers Greff ist, der seinen sterblichen Leib an einem selbstgebauten Flaschenzug gegen einen Sack seiner geliebten Kartoffeln aufgewogen hat; ob es der grausige Tod der Mutter Agnes ist, die nach einem Karfreitagsspaziergang und im dritten Monat schwanger ihrem jungen Leben mittels einer Fischvergiftung ein Ende setzt; ob es der aberwitzige Tod des jungen, skatspielenden Onkels Jan ist, dessen einzige Sorge angesichts der in das Gebäude der Polnischen Post einschlagenden Sprengkörper ein traumhafter Grand Hand ist; ob es der Matzerath selbst ist, der seine Gutmütigkeit am Ende mit seinem Leben bezahlt, der sich im wahrsten Sinne des Wortes an der Nazipartei verschluckt, deren Zellenleiter er zuletzt gewesen war, immer und immer wieder wetterleuchtet das Skurrile aus den Zeile hervor, das Banale, das so untrennbar bestimmend mit dem wahrhaftigen Leben verbunden ist.

Nein, Oskar Matzerath ist kein Erlöser, kein Meschiach, auch wenn er sich zeitweise um diese Rolle mit dem als Putte dargestellten Jesusknäblein in der Herz-Jesu-Kirche zu Langfuhr stritt. Er ist ein Trommler, ein Herold, ein Mahner. Man sollte seinem Trommeln zuhören!

Denn wie die meisten seiner Zunft, wie alle großen Narren, ist er ein Weiser, der uns etwas mitzuteilen vermag über den Lauf dieser Welt. Und unsere bescheidene Rolle darin.

Der Landbote hingegen sagt Herrn Oskar Matzerath aus Danzig-Langfuhr besonderen Dank. Half er doch entscheidend, den Status unserer Gazette zu definieren: Klein und fragil, doch festen Willens und wachen Geistes, kaum für voll oder gar wahrgenommen und dennoch eifrig die Trommel rührend - für die eigene Überzeugung und gegen den gemeinsamen Feind! Es ist immer gut zu wissen, daß man nicht alleine steht, da vorne, an der Front.

Die Rätin

Günter Grass

K. K. Bajun

mit freundlicher Zustimmung von Herrn Günter Grass
vom 02. Februar 2004

„Das Buch“ – das Genus weist diesen Gegenstand im Deutschen als neutral aus. Dieser glückliche Umstand ermöglicht es einem Leser gleich welchen Geschlechtes, zu einem guten Buch eine gleichsam erotische Beziehung aufzubauen, kann er doch aus der Neutralität „des“ Buches für sich entscheiden, mit welchen – maskulinen oder femininen – Attributen er es behaftet.

Für mich, den Herren Bajun, vergleicht sich ein gutes Buch mit einer echten Frau, einer richtigen Dame, die emporragt aus dem Meer der hirnlosen Weibsbilder: Fordernd und doch kokett, schwer zu erobern! Doch wenn die Festung unter Mühen genommen ist, Hochgenuß versprechend und dauerhaften Gewinn.

Das hier besprochene Werk von Herrn Grass impliziert seine hehre Weiblichkeit nicht nur dem Titel nach, der eine Rattendame zur Protagonistin, zum Dreh- und Angelpunkt des Geschehens macht. Im Verlauf der Handlung begegnen wir Anna Bronski, nachmalige Koljaiczek, die jedem Kenner des genialen Vorläufers aus Herrn Grassens Hand, der „Blechtrommel“, noch gut als kaschubische Großmutter des von eigenen Gnaden kleinwüchsigen Oskar Matzerath bekannt ist. Wir erfahren von einem ehemaligen Lastewer, einem kleinen, aber hochseetauglichen Schiff, das, ausschließlich mit Frauen besetzt, auf der Ostsee kreuzt, um die versunkene Stadt Vineta zu finden. Und wir begreifen nach der Lektüre des Buches, daß uns in dessen Gestalt die trojanische Königstochter Cassandra entgegentritt, die Unheilvolles aus wohlbedachter Überlegung heraus mahnt und die dennoch um die Vergeblichkeit ihrer Rufe weiß.

Das Buch eine Prinzessin – kein schlechter Gedanke! Für alle da und sichtbar, doch nur wenige dürfen ihr die Hand geben und noch viel weniger ist es gestattet, sie zu umarmen, zu küssen, ihr am Ende gar beizuwohnen.

Herrn Grass nun ist es gelungen, seinem Buch „Die Rätin“ einen solchen Adel zu verleihen, daß es eine Begegnung mit Herrn Heyms „Ahasver“ oder Herrn Wolfram von Eschenbachs „Parzival“ nicht scheuen muß. Es gehört zu den „Großen des Reiches“ der abendländischen Literatur.

In einem vormaligen Entwurf schreiben wir: Es ist nicht leicht zu lesen, dieses Buch. Nein, das ist es sicher nicht. Aber das ist auch gut so. Denn es scheidet die Bastei- und „Bild“-leser von dem anspruchsvolleren Publikum. Die guten ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen...

Aber vielleicht ist unsere Denkweise verkehrt. Vielleicht sollte ein Werk wie dieses seine Botschaft auch für Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher verständlich verkünden. Denn diese Botschaft ist von herausragender Bedeutung.

Sie beinhaltet die Selbsterstörung des Menschengeschlechtes mittels dessen eigener, ins Grenzenlose ausgeführter Dummheit. Der nukleare Overkill hat stattgefunden, Neutronenbomben haben die Städte der Menschheit entvölkert. „Verwüstet“ kann man ja nicht sagen – denn diese perfiden Waffen haben ja die Eigenschaft, unlebte Materie weitestgehend zu

verschonen. Danzig, der hauptsächliche Handlungsort, steht also noch. Aber weder Polen noch Deutsche, noch Juden oder Kaschuben bewohnen mehr diese einstige Perle der Ostsee. Und an Danzigs tristem Beispiel erinnern wir uns der Prophezeiung des alttestamentarischen Propheten Jesaja 13. 20-22: ...daß man hinfort nicht mehr da wohne noch jemand da bleibe für und für, daß auch Nomaden dort keine Zelte aufschlagen, noch Hirten ihre Herden dort lagern lassen, sondern Wüstentiere werden sich dort lagern, und ihre Häuser werden voll Eulen sein, Strauße werden da wohnen, und Feldgeister werden da hüpfen, und wilde Hunde werden in ihren Palästen heulen und Schakale in den Schlössern der Lust. Ihre Zeit wird bald kommen, und ihre Tage lassen nicht auf sich warten...

Nein, es sind keine Eulen, die miteinander sprechen in den Tempeln der Lust. Günter Grass läßt eine Rätin zu Worte kommen. Eine Vertreterin des Geschlechtes, mit dem wir so lange nachbarschaftlich zusammengelebt haben und das wir als Menschen in gnadenlosem Haß verfolgten, weil wir ihm die Folgen all unserer eigenen Dummheit, Schmutzigkeit und Undiszipliniertheit angelastet haben. Wir, die wir als Menschheit nicht das Kreuz hatten, in unsere eigenen kleinen, verkommenen Seelen zu blicken, waren von Anfang an damit beschäftigt, Sündenböcke zu erfinden und ihnen die Schuld für unsere Unvollkommenheit anzudichten. Unsere größte Torheit aber war, daß wir nicht lernen wollten von diesen Mitgeschöpfen. Von der bedingungslosen Liebe in den mehrschwänzigen Würfen, von deren großer Solidarität untereinander, von dem Füreinander-Einstehen, von der Opferbereitschaft des Einzelnen für das Rudel, von der genialen Arbeitsteilung und letztendlich von dem grandiosen Überlebenswillen unserer vierpfotigen Gesellen.

Der Chefkammerjäger der amerikanischen Stadt Boston nannte die Ratten jüngst den Staatsfeind Nummer Eins. Der tumbe Geselle! Staatsfeind Nummer Eins ist und bleibt die Mikrobe der menschlichen Dummheit – und nichts sonst. Günter Grass rehabilitiert die geschundene Kreatur. Und entwirft eine Vision, die mich mit der Gegenwart versöhnt. Wenn sich das Menschengezücht gegenseitig umgebracht haben wird, dann, dann erst wird es das Reich des Friedens und der Gerechtigkeit geben, nach dem die Menschheit über Jahrtausende gedürstet und mit so unendlich viel Mord und Terror gesucht hat.

Wird es das Paradies auf Erden? Sicher nicht. Ab es hört auf, die Hölle auf Erden zu werden. Das ist doch schon mal was. Nein, der Leu wird nicht friedlich neben dem Lamm liegen und Menschen werden nicht durch gut temperierte und insektenfreie, tropische Gärten wandeln – denn es wird weder das eine, noch die Anderen geben. Nach wie vor wird gelebt und gestorben – aber es wird nicht mehr sinnlos gelebt oder sinnlos gestorben. Die Kreatur wird wieder nach dem Willen ihres Schöpfers leben, ohne ständig mit der psychotischen Neigung zu kokettieren, diesen stets und ständig zu hinterfragen und in Frage zu stellen und mit diesem kuriosen Zeitvertreib die einzige, kostbare und gottgegebene Lebenszeit zu vergeuden.

Wir kennen die Stadt Danzig und wir lieben sie. Wir kennen sie so, wie sie Herr Grass beschreibt, leider nur noch von unseren alten Stadtplänen und von Archivaufnahmen. Aber das, was wir von ihr kennen, reicht, um sie vorbehaltlos zu lieben und es ist uns wurscht, ob Langfuhr Langfuhr heißt oder *Wrczecz*, Danzig Danzig oder *Gydanyc* oder *Gdansk*. Die Menschen, die diese Stadt bewohnen, mögen mehrheitlich polnisch sprechen, sie sind doch dieselben, die vor dem Kriege die Stadt bewohnten – nicht besser und nicht schlechter. Und findet ein Archäologe in Jahrhunderten ihr Gebein – schwerlich wird er sagen können: „Dies war ein Pole, dies ein Deutscher, dies ein Kaschube.“

Und die Ratten? Weit entfernt davon uns rühmen zu können, wir verstünden etwas von unseren vierpfotigen und langschwänzigen Nachbarn, hatten wir doch das Glück, unser Leben über mehr als zwei Jahre hinweg mit einer bezaubernden Vertreterin dieses Geschlechtes teilen zu dürfen. Ja, Herr Grass, eine Rattendame kann eine Pädagogin sein, die eine Universität ersetzt und den Herrn Pestalozzi, Fröbel und Franke noch etwas vormacht. Und so wissen wir, daß Ihnen die Rätin, von der Ihnen träumte, die Wahrheit sagte.

Die Ihrige entbehrt so manches Mal eines beißenden Sarkasmus nicht. Sie höhnt ihres menschlichen Gesprächspartners und des selbstverschuldeten Unglücks seiner Spezies. Nach all dem Leid, das ihresgleichen von unsreinem im Laufe der Jahrtausende angetan wurde, empfinden wir mit ihr, verstehen wir ihren Spott. Denn wer nicht hören will auf die Vermahnungen der Vernunft, wer trotz aller Warnungen ins offene Messer rennt, verdient der noch Mitleid? Verdient der etwas anderes als Hohn über soviel abgrundtiefe Blödsinn?

Und Herr Grass ist beileibe nicht der einzige Mahner. Einer der gelesen und gehört wird, beklatscht und mit dem Nobelpreis geehrt – und doch nicht für voll genommen. Denn, nähme man ihn für voll, so würde man die Belehrungen der Rätin ernst nehmen und das gesellschaftliche Handeln danach ausrichten.

Die fünf oben erwähnten Frauen, die auf ihrem Ewer mit seemännischem Können und von wissenschaftlicher Neugier getrieben, nach der Stadt Vineta suchen, die der Sage nach auf dem Grunde der Ostsee ruhen soll, knüpfen einen Faden zu dem prophetischen Anliegen des Buches. Vineta, das war eine frühmittelalterliche Handelsmetropole an der pommerschen Küste, von der uns schon der große Historiker Adam von Bremen staunenswertes zu berichten wußte. Damals war Vineta unter dem Namen Jumne bekannt, eine Siedlung wie Haithabu an der Mündung der Schlei, zu Großem berufen und hätte eine Stadt werden können, wie Lübeck, Hamburg oder Danzig – hätte ihr die Geschichte denn eine Chance gegeben.

Welche Geschichte? Ist die Geschichte denn eine Göttin, die nach eigenem Gutdünken aus ihrem Füllhorn verteilt oder anderen etwas nimmt? Nein, die Geschichte, von der wir reden, ist eine zutiefst menschliche Geschichte. Ein Handlungsablauf, von Menschen bestimmt, von Menschen gezeichnet. Jumne hielt eine Schlüsselposition im Ostseehandel und wurde reich. Das erweckt immer Neid und Begehrlichkeiten von Seiten der Zukurzgekommenen, der Nachbarn, der „Feinde“. Jumne wurde durch die benachbarte Jomsburg geschützt – anfänglich. Wikinger stellten die Besatzung dieser Veste. Und diese Wikinger waren es, die zunächst von ihrem lukrativen Posten verführt, dekadent und faul wurden, anmaßend und intrigant, verweichlicht und zügellos um später von ihresgleichen bestürmt und erschlagen zu werden. Ganz nebenbei wurde auch das Handelszentrum Jumne geplündert und nach der oben zitierten Prophezeiung Jesajas zugereicht. Natur und Ostsee taten ein übriges und bald existierte der ehemals blühende Ort nur noch im kollektiven Gedächtnis als sagenumwobene Stadt auf dem Grunde der Ostsee – erstickt am eigenen Reichtum, verflucht ob der bezeigten Unmäßigkeit und gottlosen Eitelkeit.

Man müßte von besonderer Blindheit sein, würde man den geschlagenen Bogen hin zum Hauptanliegen „Der Rätin“ nicht sehen. Was Vineta im Kleinen – uns blüht es im Großen. Auf den Rücken der Kulis, Neger und Indios unermeßlich reich geworden, schwelgen die Völker des Abendlandes in irrwitzigem Reichtum und werden sich des Elends der ausgebeuteten Nachbarn kaum mehr bewußt. Statt dessen erfinden sie zum Zeitvertreib so unterhaltsame Spiele wie Atomschach, dessen Ausgang nur in einem für alle Seiten tödlichen Remis bestehen kann.

Sicher, die Kontrahenten, die Herr Grass porträtierte, existieren in der Form nicht mehr. Die Sowjetunion hat sich – nein, nicht in Wohlgefallen, aber doch zumindest – aufgelöst. Dafür treten andere nicht minder gefährliche Spieler ans Brett. Sie mögen sich Koreaner, Chinesen oder radikale Islamisten nennen – Hauptsache, sie können ein paar Massenvernichtungsmittel beisteuern, dann werden sie zugelassen zum Spiel „Willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein!“ Uncle Sam flucht ein bißchen. Doch dann nimmt er die Herausforderung an und weiter geht's – im Namen der Menschlichkeit dem Abgrund entgegen.

Das alles weiß die Rätin dem Autor zu berichten, der in einer einsamen Raumkapsel im Orbit die Erde umrundet, fernab vom Tag des Geschehens und doch nahebei, denn eine Rückkehr für ihn kann es nun nicht mehr geben.

Immer wieder nennt Herr Grass die Rattendame seine „Rätin, von der mir träumte.“ Ja, die Grenzen zwischen den Handlungsebenen auf der einen, und den Traumgebilden sowie den fiktiven Realitäten auf der anderen Seite scheinen oft zu verschwimmen, ineinander überzugehen, eines zu werden. Herr Matzerath, unser Oskar aus der „Blechtrommel“, macht sich auf den Weg nach Danzig zum 107ten Geburtstag seiner Großmutter Anna Koljaiczek, die nach den Erzählungen der Rätin den Atomschlag gegen Danzig während ihres Geburtstagsfestes irgendwie überlebt und die von der Rätin als pseudoreligiöses Objekt der Verehrung seitens der nachrückenden Rattenpopulation beschrieben wird.

Nun gut, als Metapher wollen wir dies gelten lassen. Realiter wird es Jahrmillionen brauchen, ehe sich so intelligente, vergesellschaftete Arten wie Ratten – wenn überhaupt – die tödlichen Denkweisen des Nackten Raubaffen selig zulegen werden. Ehe sie sich in machiavellistischer Manier darum mühen werden, die Früchte der Arbeit vieler in die Hände Einzelner zu bringen, was Reichtum und Macht und Kontrolle über die Vielen bedeutet. Ehe die Vielen, angeführt von den Fähigsten unter ihnen sich gegen diesen Betrug zur Wehr setzen werden und das Unterste zu oberst zu kehren trachten, was Ströme von Blut fließen läßt. Ehe sich denn die elitären Rebellen, getragen von der Unterstützung der Massen ihrerseits in den Besitz der Schalthebel der Macht bringen und der ganze Zirkus nach den Prinzipien von Orwells „Farm der Tiere“ von vorne losgeht.

Daß das jedoch keine zwangsläufige Entwicklung sein muß, wissen wir aus der Geschichte des Lebens auf diesem Planeten. Viele Jahrmillionen vor dem Erscheinen des Nackten Raubaffen haben beispielsweise die Echsen die Erde beherrscht und darauf verzichtet, Bankgebäude zu bauen und Armeen gegen ihresgleichen ins Feld zu führen, zu dem Zweck, den Inhalt der Banktresore um den Besitz des geschlagenen Feindes zu mehren. Weil sie zu dumm dazu gewesen wären? Äh! Auch Veloziraptoren hatten ordentlich Schmalz im Echschädel.

Vielleicht, wenn wir bereit wären, unser anthropozentrisches Weltbild aufzugeben, vielleicht, wenn wir bereit wären, Bücher wie „Die Rätin“ von Herrn Grass wieder und wieder zu lesen, uns bemühen würden, sie zu verstehen und das Verstandene in die Tat umzusetzen, würden wir am Ende begreifen, daß der Weg, den unsere Spezies eingeschlagen hatte, der falsche, der pathologische, der kranke war. Dann hätten wir, vage optimistisch formuliert, einen Ansatz zur Korrektur. Aber haben das nicht die Buddhisten, die frühen Christen und Muselmänner schon versucht noch und noch und sind allesamt am Wesen des Nackten Raubaffen gescheitert??? Dennoch, so lange man lebt ist Hoffnung, heißt es in dem Buch „Kamikaze“. „Die Rätin“ ist ein solcher Baustein der Hoffnung. In einer seiner vielschichtigen Handlungsebenen läßt Herr Grass die Märchenfiguren aus

Grimms Märchen gegen die Vernichtung ihres Waldes rebellieren. In jedem Märchen, sagt man, stecke ein Kern Wahres. Sehen wir darum zu, daß wir, die wir verstanden haben, dieser Kern sind und um uns herum einen Mantel weben aus Vernunft oder, wenn alle Hoffnung verloren ist, aus Stoizismus und Dankbarkeit für die Stunden, die uns noch bleiben. Wenn uns das gelingt, dann haben wir in Herrn Grassens Buch ein wahres Geschenk vor uns, dessen wir uns trotz der unheilverkündenden Grundaussage herzlich freuen dürfen.

Die Rebellion

von Joseph Roth

die Geschichte des Andreas Pum

1924

ISBN 3-462-02588-0

Verlag Kiepenheuer & Witsch

K. K. Bajun

Die Rede! Es ist die Rede. Die Rede, die der tote Kriegskrüppel Andreas Pum seinem Gott entgegenschleudert – vor diesem letzten Gericht. Was sprachliche Gewalt vermag, welche ungeheure Explosivität in gekonnt gesetzten Worten steckt – hier erleben wir es und es geht unter die Haut. Der, der geladen wurde, klagt an. Er klagt seinen Richter an. Den Richter, der für all das Elend verantwortlich ist, was das eine und einzige Leben des Kriegsinvaliden Andreas Pum unwiederbringlich und vor der Zeit zerstört hat. Nur seines? Mitnichten. Das hier ist eine Generalabrechnung. Eine Anklage der zu Unrecht geschundenen Menschen gegen ihren Schöpfer. Und sie greift nach dem Herzen.

Hier begegnen wir einem modernen Hiob. Doch dieser moderne Hiob, der voller Glauben war, wie sein alttestamentarisches Vorbild, dieser Hiob wird zu guter Letzt nicht plakativ belohnt für seine Standfestigkeit und Glaubenstreue. Dieser Hiob der Zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts kehrt sich ab von diesem Gott und dessen Schöpfung, auf deren Rechtmäßigkeit und Legitimität er sein ganzes, gequältes Leben aufgebaut hatte. Er klagt an. Und er pfeift auf die Antwort des HERREN aus dem Wettersturm. Denn diese hatte er schon während seines armseligen Lebens erhalten von seinem Schöpfer, ganz wie dessen Prophet es vorausgesagt hat. Denn so steht es in Jesaja 65.24 geschrieben: Und es soll geschehen: ehe sie rufen, will ICH antworten; wenn sie noch reden, will ICH hören.

Ja, der Invalide Andreas Pum war ein frommer Mann. Zunächst einmal ein einfacher Mann. Einer der durch nichts hervorstach aus dem Heer der Namenlosen. Einer der sich widerspruchslos fügte in die Ordnung, die ihn einen der Zahllosen von „unten“ sein ließ im Gegensatz zu denen Wenigen von „oben“. Der arme Mann Andreas Pum stellte diese Ordnung nicht in Frage. Die Obrigkeit regelte, befahl, aus Gründen, die dem gemeinen Volke verschlossen waren – und dieses hatte zu gehorchen. Also gehorchte er. Ließ sich in den Krieg führen. In einen Krieg, dem das einfache Naturell des Andreas Pum nichts abgewinnen konnte. Und den der Soldat Andreas Pum mit dem Verlust seines Beines bezahlte. Der Dank des Vaterlandes bestand in einer Lizenz zum Drehorgelspielen. Wir wollen dem Verlauf der Handlung nichts vorwegnehmen. Dennoch, die Dramatik, die Herr Roth im Verlauf seines Romans entwickelt, höhnt den jämmerlichen Zuspitzungen der Kriminalliteratur, die zum Spannungsaufbau eimerweise Blut vergießen muß.

Der Kriegskrüppel Andreas Pum kann nicht gewinnen. Nicht in dieser Gesellschaft und wohl auch in keiner anderen. Das Glück, das er sucht, gewährt ihm nur einen Augenblick lang eine Ahnung, die so flüchtig vorbeihuscht, wie ein aufgewirbeltes Blatt im Herbstwind. Er, der ganz unten ist, hätte vielleicht eine Chance gehabt, auf niedrigstem Niveau sein kümmerliches Dasein zu fristen. Wenn er denn die Schnauze gehalten hätte. Zu allem Ja und Amen gesagt hätte. Über die Demütigungen und verletzenden, ja ehrenrührigen Beleidigungen geschwiegen hätte. Aber der Mensch in dem armen Manne Andreas Pum, der war auch noch da. Und der wollte Mensch sein. Er wollte nicht eben viel. Nur Mensch – das wollte er sein!

Hatte er nicht viel gegeben? Sein Bein, seine Unversehrtheit, seine besten Mannesjahre? Die anderen, die ihn ins Feld sandten – ja, die tanzten auf zwei Beinen auf rauschenden Bällen durch riesige, festliche Säle. Er neidete es ihnen nicht. Er war ihnen nicht gram. Er war kein Bolschewik, kein Rebell, kein Umstürzler und Laterneneinschmeißer. Alles, was er wollte, war, daß diese Menschen ihm den schuldigen Respekt zollten: Ein anerkennendes Nicken, Ein zur-Seite-rücken auf dem Plafond der Elektrischen; vielleicht auch, daß ein Vater mit seinem Kinde vor seiner, Andreas Pums Drehorgel stehenblieb und dem Sproß auf Andreas Pumweisend sagen würde: „Das ist ein braver Mann! Der hat immer seine Pflicht getan!“

War das zuviel? Sicher nicht. Aber ein geringer Anlaß machte ihm selbst dieses bißchen Anerkennung zunichte. Und wenn das Leben des Andreas Pum schon bis zu diesem Zeitpunkt ein unerträglich hartes gewesen sein mochte – in diesem Augenblick wandelte es sich in eine kalte, seelenlose und brutale Hölle, bar jeden Mitleides, bar jeden Mitgefühls.

Der Dank des Vaterlandes bestand hinfort nur noch aus Verfolgung und Schikanen seitens der Obrigkeit, auf die der arme Mann Andreas Pum einst so vertraut hatte. Nicht, daß das so geplant gewesen wäre. Gott bewahre! Dahinter steckte menschenverachtende Ignoranz, bürokratische Indolenz und Machtgehebe, die nichts weiter zu tun hatte, als ihre Macht an einem wehrlosen Krüppel auszutoben.

Die ihn quälten, die ihn einsperrten, die ihm im Gefängnis der Vorschriften halber verboten, die Vögel an seinem Zellenfenster zu füttern – das waren keine Teufel! Das waren Menschen! Menschen waren es! Menschen wie er! Geschöpfe dieses einen Gottes. Dieses Gottes Abrahams, Isaacs und Jacobs. Und dieser Gott sah zu! Er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. (1.Gen. 31)

War es das? War das alles sehr gut? Was ist geworden aus den ewigen Verheißungen der Propheten und Menschheitserlöser? Woher nahmen Menschen, die doch nach Aussage der Bibel die Krone der Schöpfung sein sollten und diese Schöpfung in Verantwortung geliehen bekamen von ihrem Gotte, das Recht, anderen Menschen Leid zuzufügen? Sie erst in Kriege zu senden und dann, wenn sie das Pech hatten zu überleben, zu behandeln wie Dreck? Woher nahm Kain das Recht, seinen Bruder Abel zu erschlagen?

Dieses oder ähnliches wird dem armen Manne Andreas Pum durch den Kopf gegangen sein, als er sich völlig zu Unrecht mißhandelt sah. Er, der vorher nicht im Traume widersprochen hätte, der nichts in Zweifel zog, was die gegebene Ordnung für ihn vorsah. Er begann zu raisonnieren. Und zu widersprechen. Sich aufzulehnen. Seinen Anspruch auf das ihm zustehende Quentchen Würde und Gerechtigkeit einzufordern. Doch das durfte er nicht. Das stand ihm nicht zu. Er war nur ein Mensch-Vieh! Sein Erbteil war das Dulden und Leiden, auf die vage Option hin, daß es ihm dermaleinst in einer anderen Welt gelohnt würde.

Die Lektüre des Buches macht zornig. Sie wühlt auf im Innersten. Sie erweckt im Leser den Wunsch, das Schwert Gottes zu ziehen gegen all die Kaine dieser Welt, die immer noch und immer wieder auf Kosten ihres Bruders Abel leben um ihn hernach zu erschlagen. Und erschlagen kann man einen Menschen nicht nur mit der Streitaxt. Man kann ihn weitaus effektiver umbringen mit Gleichgültigkeit und Ignoranz und Dummheit.

Das ist es, was uns der brillante Essayist und Romancier Herr Joseph Roth zu sagen hat. Wir verneigen uns vor diesem Manne und dem großen, dem würdigen Denkmal, das er mit seinem scharfen Verstand, seiner einfühlsamen Beobachtungsgabe und seiner so unglaublich sensiblen Wortwahl denen errichtete, die sonst nichts weiter hatten auf dieser Welt, als ihre Einsamkeit und ihr Elend.

Vielleicht liegt ein wenig Wiedergutmachung in der Tatsache, daß der Gott, der letztendlich für die Schaffung dieses ungezählten Leides verantwortlich ist, doch hier und da eine Stimme erweckt, die dieses infame Unrecht beim Namen nennt. Die dieses Unrecht in die Welt hinaus und gen Himmel schreit, so laut, daß es wenig hülfe, sich die Ohren zuzustopfen. So laut, daß es wuchtiger dröhnt, als die Große Glocke von Erfurt. Und daß man stehenbleiben muß – unfähig, sich zu entziehen. Herr Roth verfügte über eine solche Stimme, gerade so, wie Herr Tucholsky. Und wir – wir haben zugehört.

Die Stimme des Herren

von Stanislaw Lem

K. K. Bajun

Das zwanzigste Jahrhundert ließ den großen Jules Verne wieder auferstehen. In Krakau, der alten polnischen Krönungsstadt der Jagiellonen. Stanislaw Lem, der utopische Romancier von Weltformat hat uns mit der „Stimme des Herren“ wohl unbestritten sein Meisterwerk vorgelegt. Das Thema ist schnell erzählt. In Amerika ausgangs des 20. Jahrhunderts wird ein kosmisches Signal aufgefangen, daß nach näherem Besehen keinesfalls natürlichen Ursprungs sein kann. Es wiederholt sich in längeren Abständen periodisch mit exakter Sequenz.

Spezialisten aus allen Fachbereichen der Wissenschaft werden in einem geheimen Regierungsprojekt an ebenfalls geheimem Orte versammelt, um in einer gigantischen und konzertierten Aktion interdisziplinär an der Entschlüsselung dieses Beweises außerirdischer Intelligenz zu arbeiten. An diesem Gedanken entzündet sich die brillante Erzählkunst Herrn Lems. Und was folgt, ist keinesfalls ein utopischer Dutzendroman der billigen Machart sondern eine fürwahr exzellente Reflexion über das Wesen des Gegenwartsmenschen schlechthin.

Seinen Haupthelden, den Mathematiker Peter E. Hogarth, läßt Herr Lem schonungslos mit der Manie des homo technicus ins Gericht gehen, der sich auf Grund seiner scheinbaren Erfolge auf dem Gebiet von Wissenschaft und Technik für das non plus ultra der Schöpfung hält. Unsere Zivilisation und Lebensauffassung ist die einzig denkbare, vertreten durch die einzig denkbare Demokratie – nämlich die der Amerikaner. Und jetzt bricht dieses Signal in unsere heile Welt ein und stellt sie auf den Kopf. Nicht die ganze Welt zunächst – nur eben ihre intellektuellen Spitzen, die mit der Entschlüsselung des kosmischen Codes betraut wurden. Das Projekt scheitert. Natürlich scheitert es. Weil es sich hartnäckig den Drehbüchern Hollywoods entzieht,

die für die amerikanische Denkweise Modell standen und allzeit prägend waren. Hier gibt es keine Aliens, die nach der Weltherrschaft streben und sich alle braven Amerikaner untertan machen wollen. Hier versagt das alte Stickmuster: „Hie Gut – da Böse“. Hier wird kein Angriff aus dem All vorbereitet, an dessen Abwehr sich tapfere Leinwandhelden der Demokratie profilieren können. Auf keiner Seite des Buches bekommt ein Hightech-Cowboy die Gelegenheit zu demonstrieren, daß nur er legitimiert ist, die Welt unter seine Kontrolle zu bringen, zu beherrschen und die anderen auszubeuten – also all das zu tun, worin ihm die oft beschworenen Bösewichter aus dem Kosmos Konkurrenz machen wollen.

Hier gibt es nur ein Signal – sonst nichts. Das Projekt, das sich um die Decodierung dieses Signals entwickelt, bekommt die Abkürzung „MAVO“. Das steht für „Masters Voice“ und bedeutet im Deutschen eben „Stimme des Herren“. In einem herrlich anspruchsvollen „Vorwort“ des Herrn Hogarth zu seinen Aufzeichnungen über 48 (!) Seiten und zwei Kapitel hinweg, läßt sich Herr Lem mit einem wahrhaft funkensprühenden Monolog über die geistigen Schwächen der heutigen Hochzivilisationen aus der Sicht eines nüchternen Naturwissenschaftlers aus. Dieses Vorwort fordert. Es läßt das ganze Werk zum erlauchten Kreis der Bücher gehören, die sich ihre Leser aussuchen. Es ist ein Scharfrichter. Wer versagt, bleibt draußen! Lassen wir Herrn Hogarth selbst zu Wort kommen, indem wir einen kleinen Absatz zum Ende des „Vorwortes“ hin zitieren:

„Dem Leser, der sich bis zu dieser Stelle durchgekämpft hat und immer ungeduldiger darauf wartet, in das Wesen des berühmten Rätsels eingeführt zu werden, weil er sich erhofft, daß ich ihm ebensolche Wonneshauer über den Rücken jagen werde, wie er sie aus Filmen kennt, die ihm das Blut in den Adern erstarren lassen, möchte ich raten, mein Buch wegzulegen, weil er enttäuscht werden wird. Ich schreibe keine Sensationsstory, sondern ich berichte, auf welche Weise unsere Kultur auf kosmische, durchaus nicht auf irdische Universalität geprüft wurde und was dabei herauskam.“

Damit wurde der Nagel auf den Kopf getroffen. Klaffende Wunden, blutverschmierte Wände und listige Kommissare, respektive stahlharte Ranger sucht man hier vergebens. Und wir kennen durchaus kluge Leute, die nach der Hälfte der Lektüren des 1. Kapitels entnervt die Flinte ins Korn warfen. Tja, liebe Freunde – Pech gehabt! Und wer da meint, er könne sich die ersten beiden Kapitel schenken, um gleich zum Kern der Materie vorzustoßen, der irrt gewaltig. Er wird am Rest des Buches kaum Freude haben, denn ihm fehlt ganz offensichtlich das geistige Rüstzeug.

Und außerdem bringt man sich bei solcher Vorgehensweise um so vorzügliche Passagen, wie zum Beispiel diese beiden:

„Die Literatur hatte seit ihrer Geburt angeblich einen Feind: die Beschränkung des geäußerten Gedankens. Es zeigt sich jedoch, daß die Freiheit des Wortes für den Gedanken noch tödlicher sein kann; verbotene Gedanken kursieren insgeheim, was aber bleibt uns dort, wo eine bedeutungsvolle Tatsache in einer Schwemme von Fälschungen untergeht, und die Stimme der Wahrheit übertönt wird von unsäglichem Getöse und, obwohl sie ungehindert erklingt, nicht gehört werden kann? Denn die Informationstechniken haben bisher einzig dazu geführt, daß man am deutlichsten den vernimmt, der am lautesten brüllt, und brülle er noch so falsch.“

Oh, der Landbote ist sich dieser Problematik aus eigenem, leidvollem Erleben nur zu bewußt. Der Teufel soll sie holen, die Kakophonisten aller Couleur, diese hirnlosen Superstars und die Kanaillen unter den Moderatoren, die mit ihrem volksgewollten Gebrabbel, Gestotter und Gehampel auf Quotenfang gehen und allen Guten Ton in einem Ozean von Dummheit ersaufen lassen.

Dennoch wollen wir unseren wenigen geeigneten Lesern eine weitere Kostprobe von Herrn Lems literarischer und geistiger Ausdruckskraft nicht vorenthalten:

„Die Geschichte der Philosophie ist die Geschichte wiederholter und nicht immer gleich verlaufender Rückzüge. Zuerst versuchte sie, die endgültigen Kategorien der Welt aufzudecken, danach die absoluten Kategorien der Vernunft, wir indessen nahmen, je mehr Wissen wir speicherten, immer deutlicher ihre Hilflosigkeit wahr. Denn jeder Philosoph muß sich als absolutes Modell für die ganze Gattung, mehr noch, für sämtliche vernunftbegabte Wesen betrachten. Aber die Wissenschaft ist ja gerade die Transzendenz von Erfahrung, die die Denkkategorien von gestern zu Staub zermalmt. Gestern stürzte das Absolutum von Raum und Zeit, heute geht sozusagen die ewige Alternative zwischen analytischen und synthetischen Behauptungen – oder zwischen Determinismus und Zufall – in die Brüche. Doch irgendwie ist es noch keinem Philosophen in den Sinn gekommen, daß es, gelinde gesagt, unvorsichtig ist, aus dem eigenen Denksystem Gesetze ableiten zu wollen, die für die gesamte Menschheit vom Eolithikum bis hin zum Erlöschen der Sonnen gültig sein sollen.“

Herr Lem läßt seinen Haupthelden durch den Mund Dritter zuweilen als Genie bezeichnen. Mit dieser großen Kühnheit determiniert der Autor einen hohen Anspruch an die Qualität seines eigenen Werkes. Denn wenn ich ein fiktives, von mir erdachtes Genie zu Worte kommen lassen will, so sollten die Gedanken, die ich meine dergestalt geadelte Figur äußern lasse, nichts weniger als genial sein. Nach unserem Dafürhalten hat sich Herr Lem dieser selbstgewählten Herausforderung gestellt und ist ihr mit Bravour gerecht geworden. Sein Mathematiker, dessen Überlegungen, Argumente und Beiträge wirken in höchstem Maße überzeugend und authentisch.

Doch auch die Charakterbeschreibungen der anderen beteiligten Personen, die Herr Lem darstellt, lassen dieses Buch zu einem echten Lesevergnügen werden. Wir begegnen in diesem Werk einer Literatur, die einem denkenden Leser viel Fläche zur Reflexion und auch zur Selbstreflexion bietet.

Es endet mit dem berühmten Swinburne – Gedicht, das wir schon in unserer Besprechung des Gemäldes „Bildnis eines alten Mannes“ von Salomon Koningk zitierten:

From too much love of living
From hope and fear set free
We thank with brief thanksgiving
Whatever gods may be:
That no man lives forever,
That dead men rise up never;
That even the weariest river
Winds somewhere safe to sea.
(Aus übergroßer Liebe zum Leben,
frei von Hoffnung und Furcht,
danken wir mit einem kurzen Gebet
den Göttern, wer sie auch immer sein mögen:
Daß niemand ewig lebe,
daß Tote nicht wieder auferstehen!
Und das auch der müdeste Fluß
sich irgendwo in den Weiten der See verlieren wird.)

Indem wir uns für sein ausgezeichnetes und sehr lehrreiches Buch bedanken, grüßen wir den großen alten und weisen Seher von Krakau, dessen kluge Stimme uns noch lange erhalten bleiben möge.

Dr. med. Hiob Praetorius

von Curt Goetz

-ein Bühnenstück-

K. K. Bajun

Man sagt, Herrn Albert Einsteins Relativitätstheorie, die ja bekanntlich die Epoche der Newtonschen Physik abschloß um einer neuen Weltsicht Platz zu schaffen, wäre von nur geringem Umfang gewesen, was die gedruckten Bögen betraf. Nun, mit dem uns vorliegenden, bei Philipp Reclam Jun. zu Stuttgart verlegten Büchlein von Herrn Goetz verhält es sich nicht viel anders. Auf 72 Seiten im Reclam-Format stößt Herr Goetz zum Grundübel vor, welches das Geschlecht des Nackten Affen bedroht, seit die Ureltern vom verbotenen Apfel fraßen.

Der Autor läßt seinen Haupthelden, einen Chirurgen und Gynäkologen, eine ungleich weiterreichendere Entdeckung machen, als sie der Mediziner und Bakteriologe Robert Koch zu Berlin mit der Entdeckung des Tuberkels vorlegen konnte. Aber die Sache hat einen Haken: Während Herr Koch dem Erreger der völkermordenden Tuberkulose mit seinem Mikroskop auf den Leib, respektive das Soma zu rücken verstand, und gleichsam die Grundlegung für dessen suffiziente Bekämpfung schuf, reichte dem Dr.med. Hiob Praetorius zur Entdeckung der „Mikrobe der menschlichen Dummheit“ das bloße Auge, gepaart mit einem fähigen Verstand. Nur das Antiserum, das Antidot, das Vaccin gegen diese fürchterlichste aller Krankheiten war damit noch nicht gefunden. Denn dieses Antiserum liegt im freien Willen eines jeden einzelnen Menschen begründet. Entscheidet er sich für oder gegen ein von der Mikrobe determiniertes Verhalten?

Und darin dürfen wir uns einig sein: Die Mikrobe der menschlichen Dummheit tötet pro Jahr und Tag mehr Menschen, als es der Schwarze Tod des Mittelalters während des ganzen grausamen 14. Jahrhunderts vermochte. Vom Krieg der Völker bis hinunter auf die Familienebene – Menschen, die ihren Ansprüchen nicht mehr anders Geltung zu verschaffen wissen, werden gewalttätig in Wort und Tat. Und ihr Aggressionstrieb, der die paradoxesten Formen annehmen kann, richtet sich unterschiedslos gegen jede Mitkreatur, den göttlichen Auftrag aus 1Gen.28 völlig fehlinterpretierend. Die Mikrobe der menschlichen Dummheit bewirkt also unter anderem, daß der von ihr befallene Mensch der Aufforderung Gottes, sich die Welt untertan zu machen, dahingehend deutet, sie schonungslos auszubeuten und Schindluder mit ihr zu treiben, statt sie zu bewahren.

Menschliche Dummheit bedeutet Vorurteil, Ignoranz, Dummheit per se, Eigennutz und Selbstsucht und was dergleichen einem glücklichen Dasein abholde Eigenschaften mehr sind. Sicher – über das Wesen der menschlichen Dummheit haben schon antike Philosophen nachgedacht. Alle auf ein harmonisches Zusammenleben zielenden Utopien der Menschheit mußten jedoch an ihr scheitern. Denn diese Mikrobe ist der pathologische, entartete Abkömmling des kerngesunden Evolutionsgewebes und somit dem Nackten Affen immanent. Er kann im Allgemeinen – und bis auf ganz wenige Ausnahmen - nicht anders, als auf lange Hinstellung dem Diktat dieser Mikrobe zu gehorchen. (Die Ausnahmen sind die, die es gelernt haben, ihrem Inneren Schweinehund zu befehlen...)

Und um Mißverständnissen vorzubeugen – es handelt sich bei dieser Mikrobe nicht um eine biologische Struktur vom Typus einer Bakterie oder eines Virenstammes, welche man letztendlich für das menschliche Fehlverhalten verantwortlich machen könnte. Schutzimpfung – und fertig! Nee, so einfach liegen die Dinge hier nicht.

Curt Goetzens Dr.Prätorius nun läßt es sich angelegen sein, dieser Mikrobe nachzuspüren, ein Heilmittel gegen sie zu finden. Ein mutiges, wenngleich im großen Maße aussichtsloses Unterfangen. Ein Patentrezept läßt sich nur immer für das einzelne Individuum entwickeln – das dann aber auch willens sein müßte, diesen Vorgaben zu folgen. Wir erwähnten es schon.

Aber genug der ersten Rede! Herr Goetz läßt einleitend den weltberühmten Meister der Deduktion Mr. Sherlock Holmes und dessen unsterblichen Adlatus Dr.med.Watson zu Worte kommen. Wir erinnern uns dieser Figuren der Weltliteratur, die von Sir Arthur Conan Doyle publiziert wurde. (Warum wir nicht „erfunden“ sagen? Weil Conan Doyle die Idee seinem vormals besten Freunde samt Ehefrau geklaut hatte, worauf sich das saubere Pärchen mutmaßlich sehr beeilte, den zweimal Betrogenen um die Ecke zu bringen, wo ihn der schmerzliche Verlust hinfort nicht mehr anfechten sollte. Man redet halt nicht mehr drüber – der Erfolg des Mr.Holmes soll doch nicht von einer so unerquicklichen Geschichte überschattet werden, nicht wahr?)

Doch davon unberührt befaßt sich also unser obgemeldeter Mr.Holmes mit einem tragischen Automobilunglück, bei dem Dr.Prätorius samt Ehefrau zu Tode kam. Gleich am Anfang schon? Na ja, wir haben es wohl im weiteren Verlauf der Geschichte mit einer Art Rückblende zu tun.

Nach einer amüsanten Kostprobe der unnachahmlichen Deduktionsgabe des Sherlock Holmes erfahren wir, daß noch eine dritte Person bei dem Unfall zugegen war: Prätorius' altes Faktotum Shunderson, der uns nun in die Mitte der Geschichte um den legendären Frauenarzt entführt. (Keine Bange, intelligenter Leser dieser bescheidenen Ausführungen – wir besprechen hier keinen dieser unsäglichen Frauenarztromane im Groschenheftformat, sonder dessen erklärten Antipoden.)

Gleich zu Anfang, in einer Vorlesung, die er im Anatomiehörsaal für einen verspäteten Kollegen hält, gibt uns Prätorius eine Kostprobe seiner inneren Wesenseinstellung: Er macht seine Studenten mit der Mikrobe der menschlichen Dummheit bekannt, ein Vorgehen, das zur unbedingten Pflicht einer jeden Antrittsvorlesung gehören sollte. Und er bekennt sich zu dem größten Ziel, das sich die Menschheit überhaupt zu setzen in der Lage ist: der Entwicklung eines Serums gegen diese „entsetzlichste aller ansteckenden Krankheiten“.

Wie er selbst und für sich versucht, diesem Vorhaben näherzukommen, erfahren wir schon im nächsten Aufzug. Wir begegnen in Prätorius einem Arzt, wie man ihn sich idealerweise wünscht. Kein distanzierter, aufgeblasener Mächtegern-Halbgott, dessen Handschlag und Begrüßungsformel schon eine hohle Farce von einem abgedroschenen Automatismus darstellen; kein Popanz, der fürchtet, ein Zuviel an Information an seinen Patienten würde ihn, den Arzt, seiner Machtbasis berauben und ihm von seiner Erhabenheit nehmen.

Hier ist einer, der kompetent ist und sich trotzdem – oder gerade deshalb (?) – nicht zu schade ist, sich auf die Ebene seiner Patienten zu begeben. Nein, er biedert sich nicht an. Hat er gar nicht nötig. Er fühlt sich in die ihm anvertrauten Menschen hinein. Prätorius nimmt den Schwerkranken mit leichter Hand die Angst selbst vor dem Tod. Mit leichter Hand? Ja, sein Bemühen um die ihm Anvertrauten hat so gar nichts gemein mit dem weinerlichen, widerlichen, aufgesetzten Getue jenes üblen Fernseh-Pastors Fliege, den – wäre es dem eh schon geplagten Herren der Finsternis zuzumuten- der Teufel holen sollte! Prätorius begreift den Tod, den barmherzigen Erlöser des Einzelnen, den nicht kanonisierten Archangelus Dei, als Teil des Lebens, nicht als Feind. Doch bevor sich der Besuch dieses

Erzengels ansagt, fordert das Leben seine Rechte. Und die wichtigste Aufgabe im Leben ist das Lachen, das Glückliche. Darum muß es uns zu tun sein – wenn möglich bis zur letzten Minute! Natürlich muß er als Arzt mit dem Bruder Tod ringen. Aber es kann immer nur um einen Aufschub gehen – des' ist er sich wohl bewußt. In der Zwischenzeit muß gelebt werden, um jeden Preis. Eine in dummem Zank und Hader vertane Minute ist ein Verbrechen wider sich selbst und gegen andere.

Wir haben also festgestellt, daß der Bruder Tod nicht der Erzfeind des Dr.med. Hiob Prätorius ist. Wer dann? Nun, wir sagten es schon: die Mikrobe der menschlichen Dummheit. Und wie es sich für einen ordentlichen Feind gehört: er greift an. In Prätorius' Fall avanciert die Mikrobe in Gestalt eines „Ehrenrates“ hochgestellter Kollegen, die über den Vorwurf zu befinden haben, Prätorius habe sich in seinen Anfangsjahren in einem kleinen englischen Dorf als Kurpfuscher betätigt. Hintergrund dessen ist der Umstand, daß der damals schon promovierte Mediziner einen Schuhladen betrieb und – ohne auf seinen eigentlichen Beruf oder akademischen Grad in irgendeiner Form hinzuweisen, die ortsansässige Bevölkerung medizinisch versorgte. Ein klarer Bruch von Standesrecht! Eigentlich idiotisch, zumal Prätorius ja über die entsprechende erworbene Qualifikation verfügte. Aber so ist das mit der Mikrobe nun mal: Allzuoft klammert sie sich mangels echter Substanz an hohle und überkommene Rituale und Traditionen, die außer einer sinnentleerten Konservierung des Bestehenden keine weitere Aufgabe zu erfüllen haben.

Doch auch in diesem Aufzug brilliert Prätorius mit seinem eleganten und beißenden Humor: Sei es nicht besser, so fragt er, er sei waschechter Arzt und gebe sich als Schuster aus, als dem Beispiel vieler seiner Kollegen zu folgen, „die den Eindruck zu erwecken versuchen, sie seien Mediziner und keine Sch...“

Etwas weiter unten nimmt sich Herr Goetz dankenswerterweise eines der dramatischsten Auswüchse der menschlichen Dummheit an – wenn nämlich un- oder halbgebildete Menschen etwas in den „falschen Hals kriegen“, was in aller Regel nicht dazu führt, daß sie sich schlau machen, bevor sie sich über ein Mißverständnis echauffieren, sondern erst einmal einen Krieg vom Zaune brechen. Die „Kußmaul“ – Episode vor dem Ehrenrat spricht Bände über dieses Thema. Es ist davon auszugehen, daß ein jeder schon einmal von den Folgen dieser ganz speziellen Spielart menschlicher Dummheit betroffen wurde. Um so weniger verständlich ist die endemische Verbreitung dieses Symptoms, es sei denn, die wenigsten lernten aus diesen Erfahrungen und applizierten, worunter sie noch eben selber litten, stante pede ihrem Nächsten. Und das wäre dann wieder eine nicht zu übersehende Manifestation der Mikrobe.

An dieser Stelle erscheint es uns ratsam, einen kleinen Absatz aus dem Buch zu zitieren, nämlich die Rede des Professors Nack, eines Freundes von Prätorius. Es geht hier in allererster Linie um die Ansprüche, die ein guter Arzt an sich selber haben sollte, wie wir sie oben schon erwähnten. Darüber hinaus ist die Formulierung dieser Rede so gehalten, daß sie dem Kant'schen Kategorischen Imperativ gleich Allgemeingut zu werden verdiente:

...Denn nicht die Verletzung der Würde des Arztes ist es im Grunde, meine Herren, die man dem Kollegen zum Vorwurf macht, nein, meine Herren, was man ihm nicht verzeiht, ist, daß er mit Mitteln arbeitet, die nicht in Apotheken erhältlich, mit Methoden, die streberhaft nicht erlernbar sind, sondern persönliche Fähigkeiten voraussetzen, von denen man wohl Proben, aber keine Prüfungen ablegen kann! Wir kennen das Steckenpferd unseres Kollegen! Er bildet sich nicht ein, die Theorie von der Aufheiterung des Patienten erfunden zu haben, von der Notwendigkeit der Stärkung seines

Lebenswillens, aber er geht darin vielleicht weiter als die meisten von uns, gestützt auf die Erfahrung, die er als Wunderdoktor machen durfte. Und wie Kußmaul die Magenpumpe, so versucht er die Einführung des Humors in die ärztliche Praxis. Humor, meine Herren, ist nicht erlernbar. Neben Geist und Witz setzt er vor allem ein großes Maß von Herzengüte voraus. Von Geduld, Nachsicht und Menschenliebe. Deshalb ist er so selten. Und aus diesem Grunde hatte es Kußmaul leichter, weil er nur eine Magenpumpe einführte....

Präsident: Sie hätten Künstler werden sollen, Herr Kollege Prätorius, und nicht Arzt!

Prätorius: Ein Arzt, der kein Künstler ist, ist auch kein Arzt!

Na, das saß, was? Aber es hat nichts gebracht. Leute wie Prätorius muß man mit der Lupe suchen. Die Szene dominieren alleweil die bornierten Hohlköpfe und blasierten Selbstdarsteller. Sehr zum Schaden der Patienten – aber die Mehrzahl derer ist auch nicht viel besser.

Zum Schluß erfahren wir die Ursache des Todes von Prätorius und seiner Frau, die wir an dieser Stelle nicht vorwegnehmen wollen. Es wäre unfair. Besteht sie doch in einer dieser vielen absonderlichen, kleinen, scheinbaren Absurditäten, die sich wie ein roter Faden durch das ganze Werk ziehen, die jedoch klug durchdacht gar keine sind, sondern die Wahrheit, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit!

Wenn Watson zum Beispiel in den letzten Zeilen fragt: „...Womit haben diese beiden reizenden Menschen diesen Tod verdient?“, so antwortet ihm Holmes völlig zutreffend: „Nur diesen Tod. Oder kann man reizenden Menschen Besseres wünschen, als daß sie lustig zur Grube fahren mögen?“

Wer dieses Buch, diesen Satz liest und nicht versteht, dem – es tut uns in der Seele leid – ist nicht mehr zu helfen. Der kann sich über das Glück freuen, hirnlos zur Welt gekommen zu sein. Denn dieser Umstand verschleiert gnädig sein geistiges Unvermögen und enthebt ihn somit des quälenden Zweifels, der doch jeden denkenden Menschen befällt, wenn er seiner Existenz eine gewisse Sinnentleertheit attestieren muß. Die anderen aber, die verstehen, die werden Veränderung an sich erfahren. Die werden aus dem Stück oder seiner Lektüre gereifter herausgehen und sich und der Welt hinfert häufiger mit einem Lächeln begegnen.

Flowers for Algernon

by Mr. Daniel Keyes

für eine kleine, Große Prinzessin aus dem Land der Fjorde

K. K. Bajun

Wir können nicht anders, als dieses Buch mit zitternder Hand zu besprechen. Ein kleines Büchlein nur – fast eine Novelle, geschrieben in der Form eines Tagebuches. Mehr nicht. Mehr nicht? Eine literarische, eine zutiefst menschliche Geschichte pulst und pocht zwischen diesen Seiten, wild, traurig und ungestüm. Wie schon beim „House of God“ kennen wir auch hier leider nur die amerikanische Originalfassung und sind nur vage von einer deutschen Übersetzung informiert. Aber auch bei diesem Werk empfehlen wir dringlichst die Lektüre der Urschrift. Denn es ist dem Autor gelungen, das Beste aus der englischen Sprache herauszulocken – die

ganze Unendlichkeit der Gefühle, die sie in Worte zu kleiden versteht, die Warmherzigkeit, die in all ihren Zeilen mitschwingt. Das Englische, o diese vielfach geschändete Schönheit! Spröde und hart wirkend dem, der ihr fremd begegnet und doch dem, der sie liebt, eine so mitfühlend liebliche Fee unter den Sprachen Europas. Nicht süßlich aufdringlich, nicht courtoise, nicht heuchlerisch charmant – diese Sprache vermag Herzen zum Vibrieren zu bringen, zu fesseln und mitzureißen. Sie reißt uns in eine Geschichte, die durchglüht ist von Tragik, von Sehnsucht und Verzweiflung. Und die sind echt. So echt, daß sie uns verbittern lassen gegen alle schmalzigen Schinken, die sich dieser existentiellen Erfahrungen in abstoßend flacher Manier bedienen, um Kasse zu machen.

Sie reißt uns in ein Büchlein, daß am Ende Blumen pflanzt, die blühen werden, solange es Menschen gibt, die mit lebenden Lettern etwas beginnen können. Menschen, die den Sinn zu lesen verstehen, den Herzschlag eines Buches zu ertasten vermögen. Es läßt diese Blumen erblühen auf dem Grab eines kleinen Mauseböckchens namens Algernon. Es legt Blumen nieder zu Füßen des armen Burschen Charly, dem es vergönnt war, für eine kurze Weile aus dem tiefen Tal grenzdebiler Dummheit aufzutauchen in die strahlend-lichten Höhen des überragenden Geistes. Und der dann zurückstürzen mußte, bei vollem Bewußtsein in die dunklen Tiefen der puren, der belebenden Kraft des Denkens fernen Existenz. Der Existenz eines Trottel, der den Hohn seiner eigentlich noch weitaus dümmern Mitmenschen als freundliche Zuwendung erkennt. Der unbedarft lachend hinhält, wenn sich die Couillions an seinen Gebrechen delectieren.

Wenn sie sich beim Anblick des Schwachsinnigen über ihre eigene, deutlich gefühlte Insuffizienz hinwegtrösten. Lumpenhunde, die sich krampfhaft einreden, für die Krone der Schöpfung zu gelten und den Spiegel, den sie in Gestalt des armen Schwachkopfes vor die Nase gesetzt bekommen haben, eher zu zerschlagen bereit sind, als das ihnen ein kläglicher Mut gestattete, einen aufrechten Blick hineinzutun. Es ist die Fratze der idiotischen Überheblichkeit, der alten Feindin der Demut, die uns aus der Bosheit jener Gesichtslosen entgegengrinst. Ehret den Narren, ehret den Schwachkopf, denn aus ihm spricht die Stimme Gottes! Das lehrten die Alten, wenn sie nicht gerade aus persönlicher Not gezwungen waren, ihre Blöden in Narrenschiffe zu pferchen und dann den Rhein abwärts in den sicheren Tod treiben zu lassen.

Der Schwachkopf, der vom Autor unseres Buches zum Helden bestimmt wurde, wächst in den hinteren Räumlichkeiten einer amerikanischen Bäckerei auf. Mehr schlecht und recht. Man läßt ihn leben und manchmal hat es den Anschein, als bräuchte man ihn als Fußabtreter, um sich – wie oben beschrieben – zu vergewissern, daß man selber noch nicht ganz unten angekommen sei, im Bodensatz aller menschlichen Existenz. Und so wird er, der von Natur aus ein freundliches Naturell besitzt, zur Zielscheibe von Hohn und Spott und Frotzeleien.

Nur seine Debilität schützt ihn barmherzig vor den Schmerzen der Seele, denn er begreift das Gift nicht, das den Wortpfeilen inne ist, die auf ihn abgeschossen werden. Er lächelt. Er wehrt sich nicht. Er schlägt nicht zurück. Wie denn auch? Bis eines Tages ein Wunder geschieht. Die Wissenschaft hat ein Serum entdeckt, das in einem nicht geahnten Maßstab die Entwicklung von vielseitiger Intelligenz zu fördern imstande ist. Getestet wurde es an ebenjenem Mauseböckchen Algernon, der seinen Namen nach einer Oscar Wild'schen Figur trägt. Algernon, der kleine Nager nun ist nach Applikation des Serums über sich hinausgewachsen, lernte rasend schnell und verblüffend viele Fähigkeiten, die das Gewöhnliche weit hinter sich ließen. Es war nun an der Zeit, die gewonnenen Erkenntnisse an einem menschlichen Probanden auszutesten und Charly, der debile Junge aus der Backstube schien geeignet

wie keiner sonst. Das Experiment schlug an. In einem verblüffenden Tempo begann der Junge zu lernen – alles, alles, alles. Was denkbar war, lernte er: Mathematik, Sprachen, das Schachspiel, Physik in einem Maße, das es ihm spielend ermöglicht hätte, Einsteins Relativitätstheorie zu einem Abschluß zu bringen. Er erwarb sich Wissen über Kunst und Verhaltenskunde, Biologie und – ach, was weiß ich. Eben alles. Er wurde in kurzer Zeit zum Prototypen eines Universalgelehrten neuester Prägung, ein Geistesgigant, der denen, die ihn noch gestern verlacht, aber doch immerhin geduldet hatten, suspekt wurde. Sie bekamen Angst vor ihm, stießen ihn von sich. Denn nun war kein Wegsehen vor der eigenen Erbärmlichkeit mehr möglich. Er begann, einsam zu werden. Denn er zog an allen vorbei. Natürlich erkannte er bald, daß die, die er in seiner Geistesschwäche für Freunde hielt, weil sie anscheinend mit ihm lachten, eigentlich nur über ihn lachten. Ihre primitiv gestrickte Struktur erschloß sich dem rasant Lernenden im Vorübergehen. Sein freundliches Naturell aber wich trotzdem nicht von ihm. Er reichte seine Hand. Aber die, die vorher lachten, wandten sich nun ab. Sie wandten sich ab und wollten mit dem dummen Charly von einst nichts mehr zu tun haben.

Andere, wie die Lehrerin Mrs. Kinnian und der Arzt Dr. Strauss begleiteten ihn nun. Aus erfüllter Zuneigung und oder wissenschaftlichem Interesse. Doch begleite einer eine startende Rakete! Sie saust vorüber, uneinholbar, keine Chance mit ihr wirklich zu kommunizieren. Von Einsamkeit zu Einsamkeit! Und diesmal kein Schutzschild mehr, das bewahren würde vor den Qualen des Herzens.

Dann, eines Tages, die schreckliche Erkenntnis dessen, was sich am Horizonte ankündigt. Was auf einen zukommt, unbarmherzig, unvermeidlich. Der Absturz. Der Fall zurück. Der Fall ins Bodenlose. Und diesmal begleitet vom Wissen um die sich abzeichnende Tragödie. Wer vormals nie etwas anderes kennenlernte, der kann nichts vermissen.

Wer aber einmal von der süßen Frucht gekostet hat, den ereilt eine wahrhaft danteske Hölle bei dem Gedanken an den Verlust. Und doch und immer wieder siegt der freundliche Charakter, der nicht korrumpiert wurde durch die Höhenflüge des Geistes und also nicht verdarb und nicht verkam. Dieser Charakter, der sich die tiefe Demut des Gottesnarren bewahrte, schützt am Ende, als alles zusammenbricht, vor dem Verlust der Würde. Diese kann nicht abnehmen, diese kann nicht brechen, sie kann nicht verschwinden!

Voraus geht das Mauseböckchen, die unheilvolle Richtung weisend. Algernon, der auf dem Weg in die Schrecknisse der Dunkelheit vorantappt. Und dem noch lichten Charly ist klar, was folgt. Es ist eine tiefe Verwandtschaft zwischen diesen beiden Kreaturen Gottes. Ein unsichtbares Band kettet sie zusammen – stärker noch als die Trossen, die die Golden Gate Bridge halten, so hoch über dem Sund.

Nein, wir müssen uns bremsen! Wir können, wir dürfen nichts vorwegnehmen. Aber wir dürfen sagen, daß wir die letzten Zeilen dieses Buches nur mit Mühen zu lesen vermögen. Nicht, weil sie die fehlerhaften Zeilen eines Mannes sind, der bei vollem Bewußtsein seines Verstandes verlustig geht. Wir vermögen dieses Englisch trotzdem zu verstehen. Denn wir erfassen es mit dem Herzen. Schwer aber ist es, durch Tränen hindurch zu lesen:

P.S. please if you get a chance put some flowers on Algernons grave in the bak yard.

Wir hoffen, mit diesem kurzen Artikel Charlys Wunsch entsprochen zu haben.

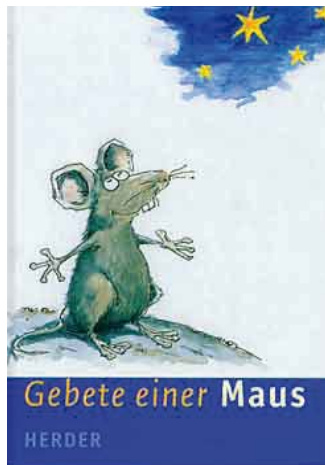
„Gebete einer Maus“

von Schwester Angela Toigo und Thomas Plassmann

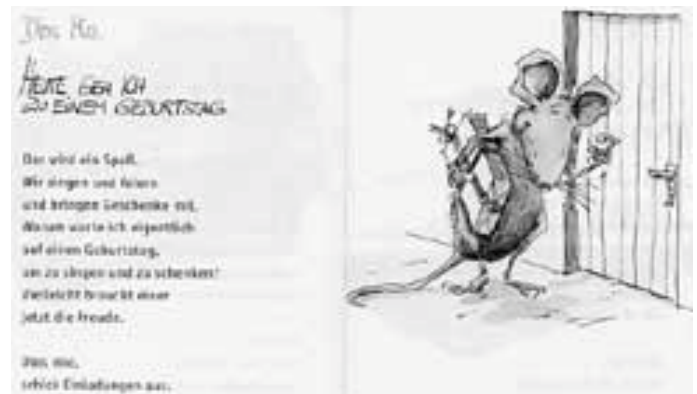
ISBN 3-451-28227-5

K. K. Bajun

Ein kleines Büchlein erwärmt unser Herz, seit wir es das erste Mal neben der Registrierkasse der Buchhandlung im Evangelischen Johannesstift zu Berlin sahen. Wir kauften den Restbestand. „Gebete einer Maus“ heißt es und ist im Herder Verlag erschienen. Diese kleine Maus wendet sich mit scheinbar Alltäglichem an ihren Gott, den sie „Dios mio“ nennt. Und in diesen Gebeten verkörpert sie alles, was das Christentum eigentlich den Menschen zugeeignet hatte. Demut, ohne sich klein zu machen. Unerschöpfliche Liebe und ein Herz, das um ein Vielfaches größer ist als die kleine Maus, in der es schlägt. Für sie scheint nicht nur die Sonne, aber sie jammert nicht. Sie nimmt alles entgegen und versucht, selbst unerfreulicheren Momenten des Lebens noch etwas Positives abzugewinnen. Sie hadert nicht, obwohl es Augenblicke gibt, denen auch sie ratlos gegenüber steht. Wenn etwa Kinder schreiend vor ihr davon rennen. Wenn die Katze sie unentwegt jagt und ihr langer Mausechwanz ihre Flucht eher hindert. Wenn es in Strömen regnet und sie sich verlaufen hat im hohen Kornfeld. Sie weint, aber sie verzagt nicht. Sie läßt sich trösten und sie spendet Trost – Laubblättern zum Beispiel, die im Herbst vom Baum gefallen sind. Also Mitkreaturen, die einen Verlust erlitten haben.



jedes Geschöpf gerade soviel Anrecht auf diesen Gott hat, wie ein x-beliebiger Mensch, und kein Quentchen weniger. Diese Maus spricht mit ihrem Gott – unserem Gott und er – hört ihr zu! Das, liebe Mitmenschen, möge uns die Verantwortung lehren, die wir unseren Mitgeschöpfen gegenüber haben! Ich kann nicht sagen, daß es theologisch abgesichert wäre, wenn ich behauptete, daß beim Jüngsten Gericht die bis dahin stumme Kreatur zu Wort kommen wird und die, die bis dahin pausenlos redeten, stille zu sein haben. Es ist nur so ein Gefühl. Aber so mancher, der gedankenlos mit dem wehrlosen Mitgeschöpf umspringt, als sei es sein Eigentum, wird sich, wenn sich meine Vermutung bestätigen sollte, ein paar böse Sachen anhören müssen. Eben darum sollte ein gescheiter Mensch den seltenen Glücksfall beim Schopfe fassen und die Worte in seinem Herzen aufnehmen, die eine kleine, von innen glückliche Maus einer liebenswürdigen Ordensschwester lange vor dem Tag der Tage anvertraut hat.



Wir danken dem Herderverlag für die Publikation dieses kleinen Schatzes der Literatur.

Die Abbildungen wurden mit freundlicher Genehmigung des Herder-Verlages veröffentlicht.

Lebt diese Maus im Paradies? Ist es das, was dieses zauberhafte Büchlein so anziehend macht? Ja und nein. Die Erde auf der sie ihre Kämpfe wie jeder andere zu bestehen hat, ist dieselbe, auf der wir wohnen. Aber sie schafft um sich herum einen Ort der Glückseligkeit. Es ist die Art, wie sie die Dinge angeht. Ihr von Grund auf freundliches Wesen ist es, was auf uns ausstrahlt, uns gefangen nimmt und uns auffordert, in jeder Sekunde unseres Daseins unsere Haltung der Welt gegenüber kritisch in Frage zu stellen. Müssen wir im Nachbarn zuerst das Negative sehen, ihm übel hinterherschwatzen, um so ein erbärmliches Ego zu füttern? Müssen wir über das Wetter fluchen und über all die anderen Dinge, die wir sowieso kaum beeinflussen können? Was wollen wir eigentlich vom Leben? Ewigen Sonnenschein? Faules Dahinvegetieren ohne Ziel und Anstrengung? Parasitentum? Das können sich nur Schwachköpfe wünschen, die an der Tristesse eines solchen, ewig lächelnden Infernos nicht verzweifeln würden, weil sie selbst innerlich hohl und leer sind. Diese kleine Maus lehrt denjenigen den eigenen Wert erkennen, der nur im Mindesten bereit ist, ihrem zarten Wispern zuzuhören.

Schwester Angela Toigo muß sehr genau zugehört haben und ebenso Herr Plassmann, der mit seinen wundervollen Illustrationen jede Stimmung, jede Aussage in das Mausegesicht hineinzuberte. Beiden ist auch und gerade dafür zu danken, daß sie ein scheinbar so geringes und oft verkanntes Geschöpf wie eine Maus, die bei vielen Menschen sehr zu Unrecht nicht gerade als Sympathieträger behandelt wird, zu Worte kommen lassen. Sie zeigen auf, daß der Gott Abrahams, Isaacs und Jakobs eben nicht nur ein Gott der Menschen ist, sondern der Gott und Schöpfer einer jeden Kreatur. Daß

Sehende Augen – Zeichnende Hände

Zur Eröffnung der Ausstellung
„Diesseits und Jenseits von Arkadien –
Goethe und Grass als Landschaftszeichner“

K. K. Bajun

Ja, liebe Leser unseres „Landboten“ – heute gibt’s was Erlesenes zur morgendlichen Lektüre – versprochen! Also alles andere aus der Hand gelegt und aufgemerkt! Das Haupt der Deutschen Hanse, die Stadt Lübeck auf der Traveinsel, beherbergt neben ihren seit altersher bekannten Schätzen wie Dom, Rathaus und Holsten-Tor seit circa zwei Jahren noch einen weiteren, kleinen Edelstein in ihren Mauern – das Günter-Grass-Haus. Nun ist der Meister der deutschen Sprache und bekannte Romancier nicht etwa unter die Handelsherren und Patrizier gegangen – nein, Gott bewahre!

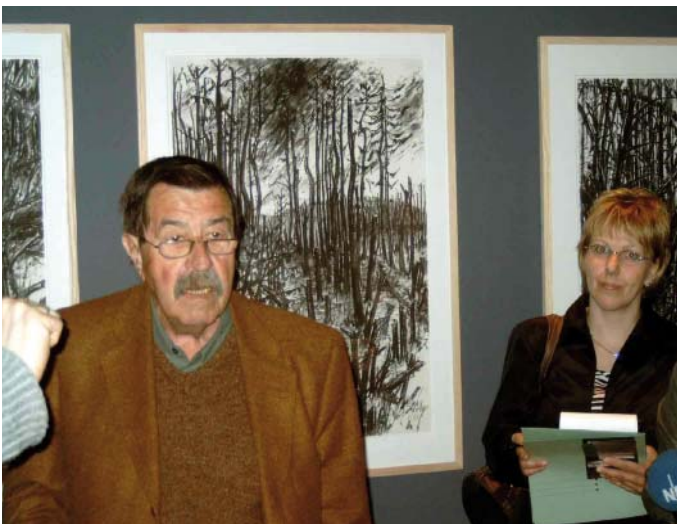
Er öffnet sein Haus der Öffentlichkeit zum Zweck der Bildung und der Förderung von Talenten. Im vorderen Teil des Anwesens Glockengießerstraße 21 kann man Werke des Hausherrn und einige nützliche und hübsche Accessoires kaufen, sowie erlesene Weine.

(Nur den Pfeifenknaster, den der Große Alte von der Trave raucht, suchte unser Volontair Herr Hübner vergeblich – aber was versteht unser verflixter Ladenschwengel schon vom Tobak?!)



Herr Grass bei der Pressekonferenz, Herr Hübner (re.)

Der hintere Teil des Hauses nimmt Ausstellungen auf – so denn auch die, zu deren Eröffnung der „Landbote“ durch die Vermittlung von Frau Ohsoling vom Sekretariat des Herrn Grass und Frau Fritzen von der Presseabteilung eingeladen war. (Mesdames, Ihnen gilt unser Dank und unsere zierlichste Reverenz!)



Herr Grass, Frau Katzentraum

Wir entsandten unsere Photographin und Rezensentin Frau Katzentraum und – wie schon erwähnt – den Herrn Hübner. Beide nun kamen erschöpft aber strahlend und glücklich von der Reise zurück, so daß wir schon dachten, sie hätten unser mageres Spesenkonto... aber nein, kein Grund zur Sorge, der gelieferte Report macht die beiden über jeden Zweifel erhaben!

Und hier ist er: Eine Ausstellung. Grass & Goethe. Blasphemie, so jaulen die Mucker. Wie kann man die beiden nur vergleichen?! Man kann! Und wie man kann: Beider Namen fangen mit einem großen „G“ an – ist doch schon mal was! Nicht wahr, meine Herrn Brüllaffen? Aber Scherz beiseite.

Worum geht es in diese Exhibition? Zwei Multitalente, zwei deutsche Dichterfürsten werden in Teilen ihres Schaffens verglichen. Beide Aufklärer von Format, unterscheiden sie sich doch in Ausdruck und Darstellung erheblich. Dennoch verbindet sie hinwiderum nicht nur das literarische Schaffen von Weltruf sondern auch der Hang zu Landschaftsdarstellung mit Bleistift, Kohle, Graphit und Pinsel. Trennendes, Verbindendes, Trennendes,

Verbindendes – Kontraste, Gleichklänge – wer immer die Idee zu diesem Konzept hatte, den hat die Muse geküßt. Unbestätigten Informationen zufolge war wohl Hr.Dr.Artinger, der Leiter des Grass-Hauses, das treibende Agens und die „gute Seele von's Geschäft“. Es kostete ihn einige Mühe, den anfänglich etwas skeptischen Direktor der Museen der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen, Hr.Dr.Güse für das Konzept zu gewinnen. Das Ergebnis jedoch heiligte allen Aufwand – Dr.Güse zeigte sich begeistert.

Und Begeisterung vermag die Ausstellung bei jedem Feingeist und Freund der Kunst zu wecken. In ausgeklügelter und wohlbedachter Hängung sehen wir Exponate aus der Hand des Weimarer Geheimrates denen des Schöpfers der „Blechtrommel“ gegenüber. Hie Elysium – dort die zerstörte Umwelt. Hie der Traum von Arkadien – dort die fürchterliche Realität. Hie die gefällige Idealisierung der Landschaft, wie sie seit dem Barock a la mode war – dort deren komplette Vernichtung, wie sie die entfesselte Industriegesellschaft der Moderne als Tribut für hemmungslose Profitgier und Herrschaft des Kapitals einfordert.

Der Geadelte aus Weimar – der Nobelpreisträger aus Lübeck, der Autodidakt auf zeichnerischem Gebiete und der studierte Absolvent einer Kunsthochschule. Beide verkörpern in ihren Werken dasselbe Anliegen – nämlich der Aufklärung; beide nähern sich diesem Ziel auf unterschiedliche Art und Weise.

Goethe will die Herzen seines Publikums öffnen, indem er ihm Wohlgefälliges darbietet. Berauschend schöne, einsame Landschaften von Majestät und Ausstrahlung. Er fängt mit dem Zeichenstift das Mondlicht über dem Brocken ein, dem höchsten Berge des Harzes. Nebelschwaden geistern durch die Täler der Ilm, eine eingestürzte Schachanlage vermittelt selbst in ihrem desolaten Zustand noch pittoreske Romantik. Diese Bilder wecken Sehnsüchte, laden zum Träumen ein.

Nicht so der Gefährte „der Rätin“. Er trommelt! Wie er es immer getan hat. Keine Beschwichtigung, keine Beschönigung! War nie seine Art. Den Finger in den Salznapf und dann rein in die blutende Wunde! Das Volk soll „Aua“ schreien, denn nur, wenn es „Aua“ schreit, ist es wirklich wach. Und es ist so nötig, daß es aufwacht, daß der Prinz aus Danzig-Langfuhr es wach küßt aus seinem Schlaf der Unvernunft. Denn während es schlief, entschliefen auch sachte und unmerklich neben ihm seine demokratischen Instanzen, die unter anderem über den Erhalt des Lebensraumes der Menschen zu wachen bestellt waren. Skrupellose und profitorientierte Lobbyisten, Konzerne und Industriemagnaten üben schamlos enormen Druck auf die gewählten Regierungen der „Demokratien“ aus, und setzen ihre Interessen gegen die der Allgemeinheit mit einem kalten Lächeln durch. So wie es die Regierungen der ehemaligen Ostblockstaaten aus „Staatsraison“ taten.

Und der Mensch opfert seinesgleichen. Auf den Müllhalden von Kalkutta, wo die Paria, die Kastenlosen, den Müll der anderen umwühlen um noch etwas brauchbares zu ergattern, was ihnen helfen könnte, den nächsten Tag zu erleben. Die Menschen, die auf und vom Müll leben – Herr Grass hat sie mit eigenen Augen gesehen und gezeichnet – sind am Ende selbst zum Müll gemacht worden. Zum Müll ihrer Gesellschaft, wiederum von ihresgleichen. Hier zerrinnt jeder Traum von Arkadien. Hier verlieren Goethes Ruinen ihren Charme. Zurück bleibt das „Kranke Land“, das Land, das vom schwer verwundeten Fischerkönig Anfortas, dem Oheim Parzivals, beherrscht wurde und das wie sein Regent schmerzgepeinigt nach Erlösung brüllte. Parzival konnte seinerzeit den gepeinigten König und das geschundene Land mit der Frage befreien: „Was quält dich, Oheim?“ Doch das ging nur, weil sich hinter dieser Frage das interessierte Mitgefühl verbarg.

Und um das ringt Herr Grass in seinen Zeichnungen und Texten. Das will er wecken in den Herzen seines Publikums. Seht her! So sieht's wirklich aus um Euch herum. Seht auf die Wüsten, die der Braunkohletagebau hinterlassen hat! Die Mondlandschaften bis zum Horizont. Seht auf die toten Stämme und Hölzer, die die kahlen Höhen des Erzgebirges bedecken, auf den geschändeten, weil seines herrlichen Tannenbartes beraubten Brocken!



Herr Grass vor seinen Bildern

Ein Kriegsmahnmal ist es, wie jenes von Verdun – und ebenso von Menschenhand geschaffen. Nur daß ihr diesen Krieg hier nicht gegen euresgleichen führt, sondern gegen Eure Urmutter, gegen die Natur, die euch nährt. Ihr dussligen Rangen! Ihr mögt eine Schlacht gewinnen. Den Krieg, den ihr IHR erklärt habt, gewinnt SIE – todsicher. Das ist die Botschaft, die wir aus Herrn Grassens Bildern herauslesen. Sie hallt uns entgegen aus den Texten, mit denen die Ausstellung eingerahmt wurde.

Und diese Botschaft gilt auch Euch, Profiteure, Wirtschaftsbarone, Naturschänder! Denn vielleicht werdet ihr von den erbeuteten Ressourcen etwas länger leben können, als die Masse der Menschen. Aber es wird ein einsames, freudloses Dasein. Niemand mehr da, der bewundernd zu Euch aufblickt, weil ihr ihm seine Notgroschen aus der Tasche zieht. Niemand mehr, auf dessen Kosten ihr Euch bereichern könnt, der unter unwürdigsten Bedingungen die Kohle und die Diamanten aus dem Schoß der Erde, die Perlen und das Erdöl vom Grund des Meeres holt. Kein Vogel wird mehr singen, wenn eure letzte Sauerstoffflasche alle ist und ihr euren Atem in der verseuchten Luft verröchelt. Nix mehr Arkadien für die Erwählten



Herr Grass

Gottes. Aus der Traum von Elysium und der Schönheit und der Macht des menschlichen, des aufklärenden, des Goethe'schen Geistes. Ist nun der Mahner von der Trave, der Trommler aus Danzig, ein hoffnungsloser Pessimist? Einer, der alles miesmacht und das Schöne nicht sehen will, das ihn umgibt. Es am Ende noch jenen neidet, die es wahrzunehmen vermögen? Hat er kein Auge mehr für Arkadien?

Nein, er kämpft um Arkadien. Nicht mit Illusionen. Sondern mit dem Herzen und der sowohl zeichnenden wie schreibenden Hand. Seine Bilder und Texte laden nicht zum selbstgefälligen Träumen ein, sie fordern auf, sich zu positionieren; Stellung zu beziehen; Farbe zu bekennen; umzudenken! Sich der immensen Gefahr bewußt zu werden, in die wir uns alle kollektiv begeben, wenn wir es zulassen, daß unsere demokratischen Instanzen versagen, unsere gewählten Vertreter zu raffgierigen, von Eigeninteresse gesteuerten Handlangern der Wirtschaft werden. Wenn wir mit Scheuklappen versehen nur noch auf die Probleme unseres persönlichen Alltags achtgeben, statt über den Tellerrand hinauszublicken. Diese Ausstellung „Diesseits und Jenseits von Arkadien“ ist nicht nur dem Kunstgenuß gewidmet. Der soll und darf dabei nicht zu kurz kommen. In erster Linie aber zeigt sie die Brüche zwischen den Träumen der Menschen und ihrer gelebten Wirklichkeit. Und sie zeigt einen Weg, wie sich beides wieder vereinen läßt – wie aus Diskrepanzen Konvergenzen werden können.

Alles liegt im Willen der Menschen begründet. Apokalyptische Bilder? Nein, diesen Ausdruck lehnt Herr Grass ab. Apokalypse sei eine göttliche Endzeitstrafe für die Widersetzlichkeit des Menschen gegen seinen Schöpfer. Diese Nemesis hingegen sei eindeutig von Menschenhand geschaffen und beschworen, die Verantwortung dafür liege ausschließlich in der Hand des Menschen, nicht in der Gottes. Unser Herr Druckepennig sieht die Dinge etwas theologisch differenzierter – für ihn bedeutet das menschliche Zerstörungswerk eine direkte Kampfansage an das göttliche Gebot sich die Natur untertan zu machen.



Der NDR und Herr Hübner im Interview mit Herrn Grass

Denn wenn die dem Menschen geliehene Natur erst zerstört ist, dient sie niemandem mehr. Im Übrigen sei die Umweltzerstörung dem Treiben eines unreifen Kindes gleichzusetzen, das das überlassene Spielzeug zunächst einmal auseinandernimmt, statt sich seiner zu erfreuen, ohne im Mindesten eine Ahnung davon zu haben, wie es hernach zusammensetzen sei.

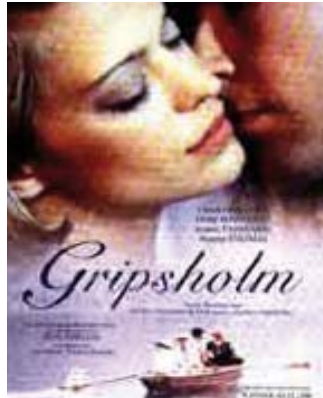
Der Begriff der Apokalypse als göttliche Quittung sei daher durchaus zu rechtfertigen. Doch diesen Disput mögen die beiden Herren untereinander ausfechten. Anlässlich seiner Eröffnungsrede bemerkte Herr Dr. Wißkirchen, der Direktor der Kulturstiftung Hansestadt Lübeck, seine Stadt wäre Weimar gegenüber in einem unschätzbaren Vorteil: „Herr Grass lebe in der Hansestadt!“

Davon gilt es unbedingt Gebrauch zu machen! Die Ausstellung wird im Lauf des Jahres noch in Weimar und in Berlin – im dortigen Kulturforum der Dresdner Bank am Pariser Platz (Brandenburger Tor) – gezeigt werden. Wir vom „Landboten“ empfehlen unserer verehrten Leserschaft den Besuch, ja legen ihn ans Herz und wünschen den Besuchern einen nachhaltigen Eindruck und der Ausstellung viel, viel Erfolg.

Gripsholm

K.K.Bajun

Ein Schloß in Schweden, am Mälarsee, gar nicht weit weg von Stockholm. Bekannt geworden durch Tucholskys unsterbliche, wenn auch leider fiktive Sommergeschichte. Der gemeinsame Urlaub 1931 mit der Prinzessin Lydia, seinem Freund Karlchen und – eine Woche später – mit Lydias Freundin Billy. Man kommt am Zauber dieser Geschichte ebensowenig vorbei, wie an „Rheinsberg – ein Tagebuch für Verliebte“. Im Jahre 2000, fünfundsechzig Jahre nach Tucholskys Tod, ließ es sich Xavier Koller (?) angelegen sein, einen Film „nach den Motiven“ dieser Geschichte zu inszenieren. Die Avantgarde des bis auf wenige Ausnahmen heruntergekommenen Deutschen Films ging ihm dabei zur Hand, anstatt sich tapfer zu verweigern. Noethen, Makatsch, Tabatabaei, Thomas... Das sind die Namen derer, die sich nicht entblödeten, einen rufmörderischen Schinken auszuhecken. Möge Ihnen die Filmhölle gut geheißt werden! Denn dieser Film ist Rufmord! Und nichts anderes. Rufmord an Tucholsky, an seinem Büchlein, an seinem Freund Karlchen, ach – an überhaupt allem.



Dieses unsägliche Werk sollte den Zeitgeist widerspiegeln. Aber nicht doch, Herr Koller. Indem Sie einen blitzgescheiten, kreuzliberalen Mann wie Karlchen zum fliegenden SA-Mann umstilisieren? Fiel Ihnen nichts Besseres ein, als dieser hanebüchene, hohlköpfige Unsinn? Ach, hätten Sie doch Ihrer ganzen kleinen, abartigen Geschichte und den darin agierenden Personen andere Namen gegeben, um von vornherein jede Verwechslung auszuschließen!

Natürlich ist es unsagbar schwer, die ganze Poesie, die uns aus Tucholskys Zeilen entgegenleuchtet, einzufangen und auf Zelluloid zu bannen. Wer sich aber diese Arbeit zutraut, der sollte schon eine ungefähre Vorstellung davon haben, wohin die Reise geht. Dieses bemühte Opus jedoch läßt darauf schließen, daß Herr Koller wohl eher die Einspielergebnisse vor Augen hatte (haben mußte?), als Stoff und Aussage von Tucholskys Gripsholm.

Bei nachwachsenden Generationen, die einer inneren Leere folgend einen immer größeren Hang zum Analphabetismus verspüren, und deren Ansprüche ans Kino vornehmlich von amerikanischen Machwerken geprägt wurden, ist das sicher nachvollziehbar. Um diese Leute ins Kino zu bekommen, durfte „Action“ so wenig fehlen, wie Sex. Letzteres fanden wir in einem flotten Dreier wieder, der die entsprechende, wirklich von knisternder Erotik umflorte Szene aus dem Original nun seinerseits hemmungslos vergewaltigte.

Ich verfüge über keine Zahlen, würde aber eine Wirtshauswette darauf setzen, daß der Film an den Kassen ein erbärmlicher Flop war. Dafür allerdings die alleinige Schuld einem zunehmend verblödeten Publikum anlasten zu wollen, wäre wohl nicht nur ungerecht, sondern auch arg subjektiv. In einem Kinderbuch las ich einmal von einem Jungen und einem Mädchen, die mit einem havarierten Motorboot auf der Havel unterwegs waren. Sie riefen den Kapitän eines polnischen Lastkahns um Hilfe an und baten ihn mit folgenden Worten: „Du uns können schleppen?“ Zum allgemeinen

Erstaunen fragte der Pole zurück: „>Du uns können schleppen...< Was ist das für ein schlechtes Deutsch! Hast Du in der Schule nicht aufgepaßt?“ Worauf der Junge krebsrot anlief und verlegen stammelte: „Ich dachte, dann verstehen Sie mich besser.“ Der Kapitän antwortete darauf: „Unsinn. Wenn man etwas gut versteht, dann eine sauber gesprochene Sprache.“ Recht hatte er. Das trifft auch auf Herrn Kollers Film zu. Anbiederung an einen vermeintlichen Publikumsgeschmack hat ihm nicht nur das erhoffte, junge Publikum nicht in die Kinosäle zu locken vermocht, es hat auch diejenigen verprellt, die die veraltete Kunst des Lesens beherrschten und das Buch verinnerlicht hatten. So kann man mit Recht davon ausgehen, daß der Film zum Desaster wurde.

Wenn man den Mut hat Farbe zu bekennen – auch wenn diese Farbe unmodern oder gar unpopulär sein sollte – dann riskiert man eine ehrenvolle Niederlage. Eine Schmach jedoch, wie in diesem Falle, ist ausgeschlossen. Und wenn man denn meint, man könne den Stoff nicht anders transportieren, es sei denn, man verbiege ihn bis zur Unkenntlichkeit – dann belasse man es tunlichst beim Original. Dieser Film jedoch ist eine Gewalttat, die einen sowohl den Aufwand als auch das Geld an der Kinokasse reuen läßt.

Meier Helmbrecht

von Hêrn Wernher dem Gartenaere

K. K. Bajun

Um Hêrn Wernher zu ehren, verwenden wir im Folgenden die mitteldeutsche Höflichkeitsform „Hêr“, statt des neuhochdeutschen „Herr“.

Ein mittelhochdeutsches Kunstwerk der Literatur aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts

Als Deutschland und Europa noch mit ausgedehnten, dichten Wäldern besetzt waren, aus denen hie und da nur die dünnen Rauchfahnen vereinsamter Weiler oder Dörfchen hervorstiegen; als noch die großen Städte nicht mehr Einwohner zählten als heute kleine, verschlafene Provinznester; als auf einigen wenigen Berghöhen sich trotzige Burgen erhoben, deren Inneres mehr einem gut bewehrten Bauernhof, einem mit dicken Mauern umkränzten Schweinestall ähnelte - da lief die deutsche Literatur in ihren Kinderschuhen...

Tat sie das? Der Eindruck drängt sich uns im Abstand der sieben, acht Jahrhunderte auf, die seither vergangen sind. Aber dieser Eindruck trägt gewaltig! Man möge sich vor Augen führen, daß achtzig Jahrzehnte, achtzig Spannen eines Menschenlebens einen für einen einzelnen Menschen riesigen Abgrund an Zeit darstellt. Und wenn jeder für sich überlegt, was ihm an vertrauten Dingen aus der Kindheit schon in der kurzen Zeit seines irdischen Daseins abhanden gekommen ist, dann dürfte es nicht schwerfallen zu erkennen, was seit den Zeiten der Ritter, Mönche, Troubadoure an Wertvollem unrettbar verloren ging. Was uns blieb, sind bestenfalls die haltbareren Kulturgüter aus Stein oder Edelmetallen, die romanischen und gotischen Dome, Klöster, und Zweckbauten, sowie der kostbare Schmuck der Herrschenden. Vergänglichere Zeugnisse des Schaffens unserer Altvordenen verfielen bald dem Zahn der Zeit.

Dennoch sollte uns der Anblick der majestätischen Bauwerke, die sich teilweise auch heute noch in schwindelerregende Höhen erheben, die fein gearbeiteten Kostbarkeiten in den Museen von jeder Überheblichkeit gegen die Alten gründlich kurieren!

Deren Wissen und Können war enorm. Für uns heute kaum nachvollziehbar oder gar reproduzierbar. Das einzig wahrhaft Finstere am Mittelalter ist unser Wissen von dieser Zeit! Und so können wir auch getrost davon ausgehen, daß auch der Sprache jene Sorgfalt und Meisterschaft gewidmet wurde, die wir beispielsweise auf einem reich verzierten romanischen Säulenkapitell zu entdecken vermögen. Nur mit der Möglichkeit der Speicherung, der Bewahrung dieser Kunst war es eben nicht zum Besten bestellt. Die Ressourcen fehlten und es gab mehr Menschen, die es verstanden, einen Stein kunstvoll zu behauen oder einen Armreif zu schmieden, als zu lesen oder eben gar zu schreiben.

Zudem war die Schriftkultur ein teures und daher eher sparsam eingesetztes Vergnügen. Jedes Buch mußte von Hand gefertigt werden, von der ersten Seite bis hin zum oft kostbaren Einband. Die Auflagen waren dementsprechend gering. Oft waren Bücher Unikate. Der gebildeten Leserschaft werden die Namen Hér Wolfram von Eschenbach (Parzival), Hér Hartmann von Aue, Hér Gottfried von Straßburg und natürlich der überragende Hér Walther von der Vogelweide ins Gedächtnis kommen, wenn von der Schriftkultur dieser Zeit die Rede ist.

Man denkt an höfische Ritterromane, an Minnelieder, an gregorianische Gesänge. Selbst der dem Parzival innewohnende immense Genius ist auf den ersten Blick nicht erkennbar. Auch bei ihm wird scheinbar nur die Lebensform der herrschenden Schichten dargestellt. Das Leben der unteren Kasten, der Bauern und Städter, Handwerker und Kaufleute wurde gemeinhin als vernachlässigbar angesehen. Erst in der aufkommenden Renaissance wandten Schriftsteller ein Interesse auf diesen Themenbereich.

Hier setzt Hérn Wernhers Helmbrecht an: Erzählt wir die Geschichte von einem jungen und hübschen, bärenstarken Bauernsohn namens Helmbrecht, der- in den sogenannten Nährstand hineingeboren wurde, mit diesem Leben jedoch nicht zufrieden war und höher hinaus wollte. Das Leben, das ihm der Vater bieten konnte, war nun eben kein reiches. Dennoch zählte der Vater schon zu den wohlhabenderen Landleuten. Vier stattliche Ochsen besaß er, ein eigenes geräumiges Haus, Knecht und Magd, eine Scholle eigenen Landes, Hühner und Schweine.

Wäre es nun nach dem Vater gegangen, so wäre ihm der Sohn auf dem Hofe gefolgt, hätte eine gute Partie geheiratet und schon die nächste Generation hätte ein stattliches Anwesen geerbt. Der alte, der Meier Helmbrecht, der Vater also, muß in seinen Kreisen ein geachteter Mann gewesen sein. Das alles aber reichte dem Sohne nicht. Der Gedanke daran, daß sich bescheidener Wohlstand in den „unteren“ Schichten der Bevölkerung auf hartes Tagwerk gründet, war ihm zuwider. Er wollte mit wenig Mühe alles haben: gut gekleidet sein, gut zu essen haben, trinken nur nach Herrenart: Wein und Bier - nicht das Wasser der nahen Quelle.

Mit einem Wort: er wollte parasitieren! Dieses Bestreben ist den Generationen bis zum heutigen Tage nicht verloren gegangen. Daher bezieht denn der „Helmbrecht“ seine enorme Aktualität. Nun gab es damals zwei Stände, der zu diesem „Parasitentum“ durchaus berechtigt war: Die weltliche und die geistliche Herrschaft. Natürlich hatten diese Stände nach dem Verständnis des mittelalterlichen Weltgefüges entsprechende Gegenleistungen zu erbringen. Die weltlichen Machthaber hatten das einfache Volk mit dem Schwert zu schützen und an diese Aufgabe notfalls ihr Leben zu wagen, die geistlichen Hirten hingegen hatten der Seele des einzelnen Menschen das unsterbliche Heil, den Weg zu Gott zu sichern. Doch wo Menschen eine Aufgabe übertragen bekommen, werden sie im allgemeinen ganz fix darauf bedacht sein, diesen neuen Verantwortungsbereich dahingehend zu nutzen,

daß der eigene Geldbeutel prall und praller wird, der eigene Machtbereich sich mehr und mehr erweitert. Die sie zu schützen haben, werden im Zuge dieser Bestrebungen zu einer Schafherde, die man eher vor den Hirten denn vor den Wölfen bewahren mußte. Diese Tendenz begann sich im ausgehenden 13. Jahrhundert stärker und stärker abzuzeichnen. Man beobachtete diese weithin spürbare Verletzung der göttlichen Ordnung mit wachsender Sorge.

Das Rittertum beispielsweise verarmte immer mehr, weil ihm durch den Machtzuwachs der urbanen Kaufmannschaft der ökonomische Teppich unter den eisenbewehrten Füßen weggezogen wurde. Standesdenken hingegen verhinderte selbst einen Broterwerb, wie er einfachen Handwerkern zu Gebote stand. Landverkauf war nur sehr begrenzt möglich, da die meisten Ländereien, über die die Ritterschaft verfügte, sogenannte „Lehen“ waren - also grob gesagt: Pachtland. Und was an eigenem Land und Schmuck und Habe erst einmal veräußert war, das war weg und auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die neuen Reichen, die Kauf- und Handelsleute waren, wie schon gesagt, die großen Profiteure auf dem Wege hin zur frühbürgerlichen Gesellschaft.

Und so war es sicherlich kein Zufall, daß die verarmten Ritter genau diese Leute zum Ziel ihrer Anschläge erkoren. Hier fanden sie meist ungeschützt und leichtem Zugriff dargeboten alles, was sie mit ihrer zunehmenden Verarmung entbehren mußten. Der Raubritter war erfunden. Die alten höfischen Ideale galten nichts mehr. Edelmut und Ehrencodex waren nichts mehr wert. Jetzt galt der für viel, der am grausamsten mordete, schändete, stahl und raubte. Genau dies ist die Zeit, in der Hér Wernher seinen Helmbrecht nach einem ritterlichen Leben schielen läßt.

Der Vater, der seinen Sohn abgöttisch liebt und all seine Hoffnungen in ihn gesetzt hat, versucht mit allen Mitteln der Argumentation, der Warnung, der Überzeugung, den Sohn von diesem als fatal eingestuften Schritt abzuhalten. Es ist zum ersten völlig gegen das Gebot Gottes, den Stand oder das Metier verlassen zu wollen, in das man hineingeboren wurde. Zum anderen wird der Vater schon registriert haben, auf welches Geleise die untere höfische Gesellschaft gerutscht ist. Und so ist ihm auch nicht entgangen, mit welcher fürchterlichen Rache Raubritter zu rechnen haben, wenn sie denn in die Hände ihrer ehemaligen Opfer fallen. Und daß es sein Sohn zu einem rechtschaffenen Baron, Grafen oder gar Herzog werden bringen können, daran zweifelt der Alte mit gutem Grund. Hierfür fehlt es nicht nur an der materiellen Vorraussetzung, auch die entsprechende Ahnentafel gibt einen solchen gesellschaftlichen Aufstieg nie und nimmer her.

Der junge Fant hingegen kennt nur ein Ziel: weg vom Pflug, weg von harter körperlicher Arbeit. Ein scharfes Schwert, ein schnelles Roß, (Omas Erbe, einen geilen Porsche) und ab geht die Fahrt ins gottlose Leben. Um die notwendige Konsequenz solch haltlosen Treibens augenscheinlich zu machen, verzichtet Hér Wernher sogar auf das schon im Mittelalter durchaus übliche Happy-End. Er gewährt dem Bengel genau ein Jahr seiner Ausschweifungen, in dem sich alles den Vorstellungen des jungen Helmbrecht zu fügen scheint. Dann schlägt das Schicksal zu. In Gestalt des Richters und seiner Büttel. Helmbrechts Spießgesellen werden nach der Art der viehischen mittelalterlichen Gesetzsprechung abgeurteilt, aufgeknüpft und ausgerottet. Helmbrechten selbst, als dem letzt Hinzugekommenen erweist man die zweifelhafte Gnade, es beim Ausstechen beider Augen, dem Abhacken der einen Hand und des einen Fußes zu belassen und jagt den solchermaßen Verstümmelten zur grausamen Warnung aller in die Welt hinaus. Der Weg des Krüppels führt ihn an sein Vaterhaus. Der Vater jedoch gewährt dem gefallenen Sohn nicht die erhoffte, die biblische

Aufnahme. Er jagt ihn von dannen, obgleich es ihm das Herz bricht. Nach einem weiteren Jahr einer Bettlerodyssee wird Helmbrecht dann in einem Walde von wütenden Bauern gestellt, denen er zu seinen Raubritterzeiten schwersten Schaden an Leib und Seele zugeführt hatte. Wie vom Vater seinerzeit prophezeit, machen die nun kurzen Prozeß mit ihm und knüpfen ihn anderthalb Klafter über dem Erdboden an einen Baum.

Soweit zum Inhalt des epochalen Büchleins. Wie aber auch im Parzival, so steckt auch hinter diesen Zeilen weitaus mehr als der oberflächliche Leser vermuten würde. Zunächst einmal lesen wir es in seinem originalen Idiom - dem Mittelhochdeutschen. Wir lesen und hören hier die Mutter unseres Neuhochdeutschen, die Sprache unserer Altvorderen. Und wer da meint, die Verse seien in grobe Knittelreime gesetzt und er müsse Vergleiche mit den kunstvollen Gamben und Hexametern der Oden, Balladen und Versromane der Aufklärung anstellen, der ist auf dem bitteren Holzwege.

Dieses Werk folgt einer genial durchdachten metrischen, d.h. genau abgemessenen Komposition voller versteckter Bezüge. In 1934 Zeilen tritt uns hier das sprachliche Pendant zu einem gotischen Dom wie Chartre oder Canterbury gegenüber, ein Altar der Worte, den Altären eines Veit Stoß oder Dillmann Riemenschneider in nichts nachstehend. Vier Haupttafeln kreisen um drei Geschehnisachsen, zeitliche Abfolgen, Anzahl der Überredungsversuche des Vaters, der Büttel, der Umstimmungsversuche des nunmehr verkrüppelten Sohnes, dessen Spießgesellen, ja selbst der väterlichen Ochsen folgt einem genau abgewogenen Zahlenkodex, der dem mittelalterlichen Menschen bestens bekannt war - er konnte denn lesen oder nicht.

Und immer wieder finden wir Bezüge auf das Wort Gottes, wie es in der Bibel geschrieben steht, als Mahnung, dieses im Herzen zu behalten und durch eigene Taten zu kräftigen, statt den gottgewollten Weg zu verlassen. Hêr Wernher meint es gut. Er agitiert im guten Glauben, daß es der Krone der Schöpfung möglich sei, durch Einsicht zur Besserung zu gelangen. Natürlich. Immerhin ist der Mensch der Mittelpunkt der gottgeschaffenen Welt. Das Ziel der Schöpfung, seine Krone.

Gott war perfekt, seine Schöpfung somit ebenfalls makellos. Nur seinem Zentralentwurf, Adam und Eva, hatte er den freien Willen eingeräumt – eritis sicut Dii, scientis bonum et malum, ließ er die Schlange der Urmutter ins Ohr blasen. Und die mißbrauchten die wertvolle Gabe prompt und brachten damit die Welt aus dem Gleichgewicht. Die Erbsünde. Ja, das war's. Nur so ließ sich der tiefe Riß erklären, der sich durch die ansonsten vollkommene Welt eines vollkommenen Gottes zog. Und aus diesem Riß entquollen Tod und Teufel, Bosheit, Eigennutz und Verbrechen. „Kain, Kain, wo ist dein Bruder Abel?“ fragte Gott den ersten Mörder. „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ gab dieser zurück, wohl wissend, daß er ihn erschlagen hatte. Das alles sah der Mensch des Mittelalters im freien Willen begründet. Er hatte keine Ahnung von der Evolution und ihren Gesetzen.

Wir hingegen vermögen schon etwas differenzierter zu urteilen. Wir wissen, was Gene sind und ahnen ihre Macht. Die Spätfolgen von traumatischen Kindheitsereignissen sind uns beinahe Allgemeinposten. Und was die sogenannte Peer-group, also der hauptsächlich, alltägliche und gemeinhin gleichaltrige Umgang des Heranwachsenden, für Einfluß entfalten kann, ist seit langem erwiesen. All dies sind machtvolle Kräfte, die sich mit unerhörter Kraft an der Formung einer Persönlichkeit maßgeblich beteiligen. Insofern sehen wir uns nicht mehr in dem Maße eines Freien Willens teilhaftig, wie der mittelalterliche Mensch. Um uns einen Rest dieses Freien Willens zu bewahren, schauen wir vielmehr verzweifelt nach den Kausalitäten unseres Verhaltens, das über Erfolg oder Mißerfolg in der Gesellschaft entscheidet.

Diese mentale Herangehensweise war unseren Altvorderen nicht verfügbar. Und – um einem Mißverständnis vorzubeugen – der Freie Wille des Mittelalters bedeutete keineswegs die persönliche Freiheit des Individuums. Nein, weit gefehlt! Es ging hier nur um die Freiheit, sich zwischen „gut“ und „böse“ zu entscheiden. Nichts sonst! Zwischen Schwarz und Weiß, Himmel und Hölle. Welches Verhalten welcher Kategorie zugeordnet wurde, war genauestens definiert.

Ein Überschreiten dieser Grenzen, so wie es Helmbrecht in Angriff nahm, war ein Frevel wider Gottes Ordnung. Und das konnten sich weder Gott noch Gesellschaft bieten lassen.

Natürlich wäre es verfehlt, die damalige Welt als statisch zu betrachten. Vertikale Bewegungen in der Gesellschaft hat es selbstredend immer gegeben. Wir denken an die einst mächtigen Merowinger, die von ihren Hausmeiern abgelöst wurden, als diese peu a peu in den Besitz der tatsächlichen Macht gelangt waren. Analog dazu hatten sich in Japan die Schogune an die Spitze des Staates gestellt und den Tenno zu einer Marionette deklassiert. Machiavellismus gab es in jedem Volke zu Hauf. Und es blieb Spinoza am Ende nur festzustellen, daß jeder soviel Recht behielt, wie er Macht hätte. Wer sich also auf seinem Wege nach oben durchsetzen konnte, war ein von Gott offensichtlich Begünstigter, wer auf diesem Wege unter die Räder kam – ein Frevler gegen die göttliche Ordnung, der seine gerechte Bestrafung erfahren hatte.

Das ist, gehässig gesagt der Hauptunterschied zwischen einem Helmbrecht und dem Nürnberger Burggrafen Friedrich, dessen Nachfolger einst einem gewaltigen Reich ihren Willen aufzwingen sollten. Hätte also Hêr Wernher nicht von Anfang an mit seinem Büchlein vorgehabt, eine bestimmte Kernaussage zu treffen, es wäre keineswegs pure Phantasie gewesen, hätte er seinen Helden mit zunehmendem Einfluß „ehrlich“ gemacht und spätestens in der vierten Generation zum anerkannten Adel gehören lassen. Die Chance war aufgrund der Tüchtigkeit des Helmbrecht – es wäre hier auch nicht verkehrt, von krimineller Energie zu sprechen – durchaus gegeben. Aber, wie gesagt, das war Hêrn Wernhers Intention mitnichten.

Prinzipiell gelten die Lehren, die aus Hêrn Wernhers Opus zu ziehen sind, noch heute. Selbstverständlich ist es nach all den revolutionären Prozessen, die seither im gesellschaftlichen Denken stattgefunden haben, kein Delikt mehr, aus eigener Kraft aus dem Stande auszubrechen, in den man hineingeboren wurde, es gehe gut oder schlecht.

Der gegenwärtige Bundeskanzler, Herr Gerhard Schröder beispielsweise, stammt aus einfachsten Verhältnissen. Eine solche Karriere wird sogar konsensuell als sehr beachtlich gewertet. Doch das nur nebenbei. Wichtig ist, daß wir verstehen, daß Hêr Wernher seinen Helden nicht zuletzt deshalb scheitern ließ, weil der nicht gewillt war, für seinen angestrebten Aufstieg hart und kontinuierlich zu arbeiten, sondern ohne große Mühe alles auf einmal und das sofort haben wollte.

Es ging also dem Dichter letztendlich darum, aufzuzeigen, daß ein Leben auf Kosten anderer kein gottgefälliges sein kann. Dabei wird sicher nicht in Abrede gestellt, daß man sein Leben immer nur mit Unterstützung anderer zu fristen in der Lage ist. Der Nackte Affe ist nun mal ein Rudeltier und die sich daraus im Laufe der Evolution ergebenden sozialen Abhängigkeiten unterscheiden uns von denen Einzelgängern, wie Bär, Luchs oder Dachs. Aber gerade aus diesem Umstand erhellt, daß ein funktionierendes Zusammenleben in einer Gemeinschaft nur auf einem Geben und Nehmen basieren kann, wenn ein erträgliches Gleichgewicht gewahrt

sein soll. Helmbrecht hingegen meinte nur nehmen zu müssen. Und diese Rechnung kann auf Dauer nicht aufgehen! Insofern hätte der Helmbrecht, obschon fast wie ein Lehrstück für die unteren Stände anmutend, auch der französischen Aristokratie als Mahnung dienen können. Hätte diese Klasse von Ignoranten und Prassern den mittelhochdeutschen Dichter, Hérn Wernher der Gaertnere, gekannt und dessen Aussage ernst genommen, sie hätten sich auf der Place de Greve wahrscheinlich nicht von ihren Köpfen trennen müssen und ihre Schlösser noch eine Weile behalten. Und nicht nur sie. Darum sollten wir, die wir jetzt leben und über das Erbe verfügen dürfen, das von unseren Müttern und Vätern auf uns gekommen ist, dieses Erbe gründlich studieren und klug nutzen, auf das uns die Fallgrube erspart bleibe, in die vor achthundert Jahren ein junger Tunichtgut gestolpert ist, der mit den falschen Mitteln alles gewagt und alles verloren hat.

Herzstiche

Zusammengestellte Briefe des Monsieur Savinien Cyrano Hercules de Bergerac

Jules-Francois S. Lemarcou

In den ersten Apriltagen des Jahres 2004 eröffnete der Doyen der deutschen Literatur, Herr Günter Grass in der Hansestadt Lübeck eine Ausstellung, deren Inhalt im Vergleich zweier deutscher „Mehrfachbegabungen“, bestand. Sowohl Herr Grass nämlich, wie auch der Dichturfürst J.W.v.Goethe sind bzw. waren sowohl Künstler des Wortes als auch Meister des Zeichenstiftes. Wir berichteten im „Landboten“ darüber.

Davon angeregt wollte ich nun wissen, ob auch die Grande Nation solche Mehrfachbegabungen hervorgebracht hat. Sie hat. Die Suche war schnell von Erfolg gekrönt. Denn ich stieß auf den berühmten Cyrano de Bergerac, den legendären Gascogner Kadetten, den naturwissenschaftlich und humanistisch gebildeten Soldaten, den Poeten mit der Zunge, die schärfer und spitzer sein konnte als sein Degen, die aber auch unsterblichen Geist, Witz und Schönheit in die Worte der französischen Sprache zu kleiden vermochte. Ein Zitat dieses feingeistigen Haudegens schmückt im übrigen die Titelseite des „Landboten“. Proben seines Scharfsinns, seiner Eloquenz und seiner fürwahr teilweise „bestechenden“ Argumentation geben uns noch heute, mehr als dreihundert Jahre nach seinem unzeitigen Tod, seine auf uns überkommenden Briefe. Diese wurden unter dem Titel „Herzstiche“ vom dtv-Verlag der Öffentlichkeit vorgestellt.

Ein Fenster tut sich für uns auf, ein Fenster in die uns langsam fern werdende Periode des Barock. Dieser schillernden und doch so brutalen Epoche der europäischen Kulturgeschichte. Dieser Periode voller Gegensätze. Das Theater war den Menschen alles, das Gespielte, die Sehnsucht nach der Illusion. Ganze Landschaften wurden in Theaterkulissen verwandelt. Die Antike war in den Köpfen der gebildeten Köpfe und Stände allgegenwärtig. Man beschwor ihre Götter und Helden unablässig und ließ trotzdem nicht ab, sich auf der Suche nach dem Elysium der Schäferspiele gegenseitig den Schädel einzuschlagen.

Es war wohl für niemanden angenehm, den Weg dieses ungebändigten Edelmannes kreuzend, dessen Mißfallen zu erregen. Denn wen der mit dem Degen nicht erreichen konnte, den trafer mit der Feder. Scarron beispielsweise, der mit dem Elend seiner Erkrankung gerne insofern kokettierte, als er sich gern den „Krüppel der Königin“ nannte. Dieser Dichter trat Cyrano gegenüber irgendwann einmal mit ungehöriger Arroganz gegenüber. Und

da hatte er dann den Salat! Der Gascogner schrieb und schrieb sich die ganze Wut der gekränkten Seele in scharf geführter Polemik vom Leibe. Wenn er dabei so manches Mal über das Ziel hinausschießt und in einen pöbelnden, ja nachgerade unter der Gürtellinie beleidigenden Ton verfällt, so muß man diese doch recht derben Entgleisungen dem Geist der Zeit zurechnen, der sich von dem der Gegenwart doch recht deutlich unterschied.

Dennoch leuchtet aus jedem Satz, zwischen jeder Zeile der Esprit hervor und die umfassende Bildung, über die der Autor verfügte. Ein literarischer Hochgenuß. Die unter dem Titel „Herzstiche“ zusammengefaßten Briefe und Streitschriften des Cyrano beweisen die rege Anteilnahme, die der Krieger-Dichter am gesellschaftlichen Leben unter der Herrschaft des Roi du Soleil nahm. Weit entfernt, ein Salonlöwe zu sein, kam doch niemand an Cyrano vorbei, der sich im Paris Ludwigs des Vierzehnten zu Politik, Kunst oder Kultur zu äußern gedachte. Das Paris Molières, das Paris Lullis, das Frankreich Corneilles.

In Europa tobte der Dreißigjährige Krieg, der so unendlich viel Verrohung und Abstumpfung mit sich brachte und den Tod zu einem beständigen Begleiter machte. In dieser Zeit allgemeinen Verfalls die Fackel der kulturellen Errungenschaften des Abendlandes hochzuhalten, auch das ist ein unsterbliches Verdienst des hochtalentierten Soldaten.

Politisch – utopische Träumereien wie seine „Mondreise“ oder „Die Geschichte der Staaten der Sonne“ zeigen nicht nur, wie universal gebildet dieser Soldat war, der den Kadetten unter der Hauptmannschaft von Monsieur Castel-Jaloux diente, sie weisen auch darauf hin, mit welcher reger Anteilnahme und wachem Beobachtungsgeist er das Wesen seiner Umwelt aufnahm und reflektierte.

Natürlich müssen wir ein wenig abrücken vom Bild des Cyrano, wie es von Edmond Rostand vermittelt wurde. Das gleichnamige Stück geht zu Herzen, sicher. Es wird aber nicht unerheblich von dem Anspruch gefärbt, eine politische Aussage zu treffen. In der Zeit der größten Bedrängung durch die teutonischen Vettern und Erbfeinde wurde, quasi als Gegengewicht zum „tumben Boche“ gern der „esprit gauloise“ beschworen, der doch noch hundert Jahre früher dazu taugte, als unangefochtene europäische „Leitkultur“ zu dienen.

Insofern erscheint und der von Herrn Rostand porträtierte Cyrano als nicht ganz authentisch, was aber der Qualität dieses grandiosen Bühnenstückes keinerlei Abbruch tut. (Ich verweise an dieser Stelle gerne auf die filmische Interpretation mit Herrn Depardieu in der Hauptrolle.) Doch ist es nicht meine Absicht, an dieser Stelle einer geplanten Besprechung des Bühnenwerkes von Herrn Rostand vorzugreifen. Wir werden andernorts auf dieses Thema eingehender zu sprechen kommen-

Was uns Herr Rostand nämlich vorenthält, ist der Umstand, daß der Herr von Bergerac ein begeisterter Parteigänger des ? Kardinals Mazarin war und die Frondeure erbittert bekämpfte, wie denn ebenfalls aus seinen Briefen zu erlesen ist. Dazu gehörte in der Zeit von Mazarins Exil ein schon fast selbstmörderischer Mut. Eine solche Positionierung bedeutete nicht nur, dem rasenden Mob von Paris vor die Füße zu spucken, sondern auch mächtigen Pairs und einflußreichen Bürgern von Frankreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Cyrano schien sich in einen Lachs zu verwandeln, der an nichts mehr Vergnügen empfindet, als gegen den Strom zu schwimmen. Ein Ehrenmann, der sich selbst treu blieb, der nichts gab auf die allgemeine Meinung. Der einen kühlen Kopf behielt, als Paris geschlossen überkochte. Der Kardinal-

Minister mochte seine Fehler gehabt haben. Gierig wie die Sünde war er wohl, vom Thema Finanzen unbeleckt. Undank wird ihm nachgesagt und ein grobes Verhältnis zu den Fragen gefühlter Gerechtigkeit. Er mochte große Verantwortung für die unendliche Verelendung der Massen auf sich geladen haben. Doch nur hellen und politisch weitsichtigen Köpfen erschloß sich die volle, die überragende Bedeutung dieses Politgenies. Sein unschätzbare Wert für Frankreich war eben nur wenigen bewußt. Cyrano erwies sich als einer jener wenigen Leute mit ebendiesem Weitblick. In dieser Zusammenstellung seiner Briefe, die unter dem Titel „Herzstiche“ publiziert wurden, stellt er seinen überragenden Verstand und seine beißende Feder in den Dienst einer Sache, die er für politisch richtig erkannt hat. Und bleibt ihr treu.

Sicher, das uns erhaltene Œuvre des Cyrano de Bergerac ist nicht von dem immensen Umfang, an dem die Qualität von Schriftstellern so gerne, doch sehr zu Unrecht festgemacht wird. Doch die Menge beschriebener Bögen braucht es auch nicht. Die vergleichsweise wenigen Seiten aus der Feder dieses großen Franzosen überzeugen uns hinlänglich der außergewöhnlichen Persönlichkeit, die sie verfaßte. Insofern grüßen wir unseren großen Landsmann und Zeitgenossen Grimmelshausens über dreieinhalb Jahrhunderte hinweg und freuen uns über das brillante Erbe, das er uns unter anderem in Gestalt seiner Briefe hinterlassen hat.

The House of God

by Mr. Samuel Shem (Stephen Joseph Bergman)

K. K. Bajun

Die Rezension basiert auf der amerikanischen Originalausgabe. Obgleich wir dem Übersetzer ins Deutsche große Sorgfalt, Mühe und Texttreue bescheinigen, gelangten wir zu der Auffassung, daß die deutsche Edition dem Original nicht gerecht wird. Sie ermangelt der Spritzigkeit und des teilweise rabenschwarzen Humors, der einmal wortgetreu ins Deutsche übertragen seine durchschlagende und doch geschmeidige Wendigkeit in hohem Maße einbüßt. Wir empfehlen daher unbedingt, wenn möglich, die Lektüre der amerikanischen Ausgabe.

Das Buch „The House of God“ entführt uns in ein amerikanisches Krankenhaus an der Ostküste, dem in Wirklichkeit existierenden Beth Israel Hospital, im Boston der Jahre 1973/74. Ein junger Mediziner, der dreißigjährige Roy G. Bash, der soeben sein Studium absolviert hat, schickt sich an, sein „Internship“ anzutreten. Dieses Assistenzjahr ist dem deutschen AiP vergleichbar.

Das amerikanische Ausbildungssystem läßt also die jungen „Interns“, die von den medizinischen Schulen kommen, praxisnah unter Anleitung eines sogenannten „Residents“ am Krankenbett für ein Jahr Erfahrungen sammeln. Während dieses Jahres werden die jungen Doktoren auf Herz und Nieren, Kenntnis und Stehvermögen geprüft. Sie werden quasi an vorderster Front eingesetzt und gnadenlos verschlissen. Erst mit bestandener Feuerprobe können sie im nächsten Jahr selber auf ein „Residency“ hoffen.

Mehrere junge Burschen also, alles Abgänger von Eliteschulen, treffen sich nach Ablauf ihrer Sommerferien im House of God, einem mit der Harvard-Medical-School assoziierten Lehrkrankenhaus. Voller Enthusiasmus und Neugier auf das Kommende treten sie ihren Dienst an, nicht im Entferntesten ahnend, was dieses Jahr für sie bereit halten wird.

Denn die notorische Konfrontation mit dem Leid, den unvermeidlichen Gebrechen des Alters, der Verdunkelung des Geistes im Greisenstadium und dem immer und jederzeit präsenten Tod reißt sie schnell aus ihren Illusionen und läßt sie in einem nicht enden wollenden Albtraum erwachen. Um sich dieses Schreckens zu erwehren, flüchten sich die jungen Männer in einen beispielslosen Sarkasmus. Zynismus setzen sie gegen die Unerträglichkeit des beruflichen Alltags. Sie kämpfen letztendlich selbst ums eigene nackte Überleben. Einer von ihnen wird es nicht schaffen. Andere deckeln sich zu mit kalter Professionalität. Sie saufen, stürzen sich mit Krankenschwestern in sexuelle Exzesse. Doch wie auch immer: Es gelingt niemandem, seine ursprüngliche Menschlichkeit zu bewahren. Keine Strategie erweist sich als tragfähig. Der Dienst am alten und kranken Menschen verändert die, die noch eben saft- und kraftvoll im Leben standen. Er macht sie zu seelischen Wracks, zu Ersaufenden, die am Ende selbst um Erbarmen brüllen und erkennen müssen, daß sie, wollen sie überleben, nur Hilfe von sich selbst zu erwarten haben.

Hier ersäuft vor unseren Augen auch die franziskanische Idylle des aufopfernden, für jede Möglichkeit zur tätigen Nächstenliebe dankbaren Krankenpflegers. Aus den maladen Alten werden Gomers (get out of my Emergency Room! - ,raus aus meinem Schockraum!), die nur ein Bestreben kennen: Gomers go ground! (Gomers fallen immer aus dem Bette!). Sie werden zu Kartoffeln, mit denen man eine Art Krankentennis gegen eine „Wand“ spielt. Die Wand ist man als Aufnahmedoktor selbst. Ziel ist es, eine stationäre Aufnahme des Patienten zu verhindern - „buffing and bumping“ nennt sich das Spiel. Das Übel der Abkürzungen, das besonders gut gedeiht, wo die menschliche Hilflosigkeit sich ausbreitet, wuchert durch das Buch und den fast kodifiziert anmutenden Sprachgebrauch des medizinischen Personals untereinander.

Statt beispielsweise der alten Dame Mrs. Miller haben wir es mit einer LOL in NAD (little old Lady in no apparent distress - kleine alte Dame mit offenbar gar nichts) zu tun, die der Rasse der WASPs (white anglosaxon protestants (die amerikanische Oberschicht) - weiße angelsächsische Protestanten) angehört. Ihre endlos gebrabbelten Stereotypen sägen an den Nerven selbst des Lesers. Man kann nichts Kurables an der alten Dame entdecken, also bekommt sie einen TURF! Daß heißt, man will sie los werden und überweist sie an einen anderen Spezialisten im Hause zur Weiterbehandlung. Soll der sehen, was er mit ihr machen kann! Hauptsache, man selbst ist sie los. Raus! Nur raus aus der eigenen Abteilung! Unmerklich nimmt Herr Shem uns an die Hand und läßt uns zu einem beobachtenden Teil der Handlung werden.

Und man begreift, wie sehr sich das menschliche Leid dafür rächt, aus dem alltäglichen Miteinander ausgeklammert zu werden. Denn hier und an dieser Stelle schlägt es mit unbarmherziger Wucht zurück - eine Schneise hilfloser Verzweiflung hinter sich ziehend. Die Prinzipien des Normalen, des gewohnten zwischenmenschlichen Umgangs versagen bei der Konfrontation mit einer dementen alten Dame. Überzeugung und Erklärung können hier nicht greifen. Ja, was denn dann? Ohnmacht, stille Verzweiflung, aber keine Antwort! Nur noch Durchhalten.

Nichts ist mehr übrig von der schönen, sterilen und weißgekittelten Welt der jungen, smarten Chef- und Oberärzte aus den Basteiromanen. Den kleinen Schundheftchen, die die Augen alternder Damen zum Überlaufen bringen und der schwellenden Brust den ein oder anderen Seufzer entlocken. Dies hier ist die reale Welt der Medizin, die Welt der Krankheit, des Pathologischen. Hier fließt Blut und Eiter, hier mischt sich der Geruch von Erbrochenem mit dem von schweißigen Ausdünstungen, Urin und Fäkalien. Welche Romanze sollte in diesem Gestank erblühen? Die Leute im House of

God sind wirklich krank! Nicht nur scheinbar, mit so einem klitzekleinen Wehchen, das der Onkel Doktor, dieser Halbgott in Weiß, gesund streichelt um sich danach unsterblich in seine rosige genesende Patientin zu verlieben. Liebe im House of God? Ja doch, gibt es auch. Aber wie gesagt, nicht diese verkitschte, romantisch verlogene Amore mit dem schmalzigen Augenverdrehen. Hier geht es meist um schnellen, harten Sex, der sich krachend und berstend entlädt, der innigen Beziehungen keine Chance läßt, der aber gleichzeitig die gequält kopulierenden Partner inniger verbindet, mehr aneinander fesselt, als rosarote Bastieheftchen das je zum Ausdruck bringen könnten. Trotzdem: die Gefühle sind verödet unter der Last des allgegenwärtigen Grauens. Denn im House of God bewegt man sich ständig in den Grenzbereichen des Lebens. Intersexuelle Beziehungen haben hier nur mehr eine Ventilfunktion.

Denn in diesem Frontbereich ist nicht nur der Patient krank. Die ihm helfen sollen, sind es auch. Sie erleiden gravierende Persönlichkeitsveränderungen, wenn sie das House verlassen, sind sie nicht mehr dieselben, die sie waren, als sie kamen.

Das Wort Frontbereich haben wir bewußt gewählt. Denn was wir hier - glücklicherweise von außen - nachvollziehen, ist einer Fronterfahrung durchaus vergleichbar.

Hier blühen keine Rosen, hier blühen Neurosen. Und das Zynischste an allem: Während die Anfänger im Gewerbe mit dem Horror des Alltags kämpfen, sind die Chefs, die es an die Spitze der Pyramide geschafft haben, ausschließlich mit dem Abkassieren beschäftigt. Für sie gibt es nur noch reiche Privatpatienten. Und deren Krankheiten sind nichts anderes als eine Lizenz zum Dollardrucken. Und nichts anderes! Hier wird eine Therapie nach der anderen verordnet, sinnvoll oder nicht, ob es den armen Schweinen bekommt oder nicht, ganz egal - Hauptsache das Geld klimpert hinterher in den Kassen.

Hippokrates? Der Eid? Das Ethos? Nihil nocere? Alles Quatsch! Draußen vor der Tür, auf dem Parkdeck steht ein dicker Schlitten, der muß abbezahlt werden. Die Alte zuhause braucht einen neuen Nerz. Die Party, die man nächstes Wochenende geben will, kostet. Wer das nicht begreift, der bleibt auf der Strecke. Wer das nicht akzeptiert, geht früher oder später unter.

In seinem Vorwort zu diesem Buch schrieb der weltbekannte Schriftsteller John Updike im April 1995, dieses Werk hätte dasselbe für die Medizin geleistet, was das „Catch #22“ für das Militär getan hätte.

Diesem Urteil können wir uns getrost anschließen. Herrn Updike ist es sogar zu danken, daß er das Standardwerk aller Enthüllungssatiren von Joseph Heller zum Referenzpunkt, ja, nachgerade zum Maßstab erkoren hat.

Denn besser, kürzer und prägnanter hätte er kaum auf den Inhalt seines Proteges hinzuweisen vermocht. Gerade unter Medizinern aller Art ist das „House of God“ zu einer Art Kultroman avanciert. Man hört allerorten: „Ja, so ist es!“ Nun, man sollte nicht vergessen, daß das „House“ mit einer stark karikierenden Feder gezeichnet wurde. Shem wollte aufmerksam machen, überspitzen, erschrecken, aufrütteln.

Das „House“ gibt Hinweise auf Tendenzen, die sich mit der zunehmenden Weitung der Schere zwischen arm und reich auch hierzulande etablieren. Betroffen sind alle. Auf beiden Seiten des Krankenbettes. Ärzte und Patienten, Schwestern und Angehörige. Seit dem letzten Kriege sind viele Unsitten über den Großen Teich geschwappt. Das „House“, geschrieben in

den frühen Siebzigern, warnte uns beizeiten. Es ist nicht geschrieben worden um dem Leser als Spiegel des Selbstmitleids zu dienen. Es soll enthüllen, Klarsicht verschaffen, desillusionieren. Es soll die Träumer an die Realität heranzuführen. Darin liegt seine Hauptaufgabe.

Wie das Catch #22 ist es dazu da, zu demaskieren und den Ernst des Lebens ins rechte Licht zu rücken. Selbstherrliche Charaktere, die sich bei näherem Besehen als armselige und kleine Wichte und Nieten darstellen, werden gnadenlos vorgeführt - und das aus gutem Grund. Denn es ist nicht nötig, ja, es ist sogar gefährlich, diesen dummen aber größtenwahnsinnigen Popanzen Respekt zu zollen. Holt sie von ihrem Postament, haut ihnen eine runter und tretet ihnen in den Arsch! Laßt sie nicht den Ton angeben, denn das haben sie sich nicht verdient. Leute wie der Fat Man, der Resident, der Bash durchs Höllenjahr führt, Leute wie Hellers Yossarian, die sollen sagen, wo's langgeht! Denn in deren Brust schlägt ein Herz, sie mögen zynisch einher kommen oder nicht. Sie sind die wahre Bastion der wahren Menschlichkeit. Das sagt uns das „House of God“. Darum empfehlen wir es. Wir empfehlen es zu lesen. Wir empfehlen es zu verstehen. Wir empfehlen, danach zu handeln!

Im Krebsgang

Von Herrn G. Grass

B. St. Fjollfross

Warum ich? Warum nicht Herr Bajun, dem doch sonst alles Schöne, Kunstvolle, Beachtenswerte anheimgegeben wurde. Warum einen alten, müden Kater an seinem Schwanz aus dem Nest ziehen und sagen: Schreib! Sie hätten dabei sein sollen, bei dieser wirklich denkwürdigen Redaktionsbesprechung! Es gab keinen, den das Buch nicht bis in die Knochen gepackt hätte. Diese Novelle des Herrn Grass, „Im Krebsgang“ geheißt. Aber als es darum ging, über sie zu berichten, da bewegten sich ganz plötzlich auch meine verehrten Herren Kollegen in eben jener Manier, wie wir sie von den Krabben am Meeresstrand kennen: Sie schauen dir ins Gesicht und laufen seitwärts weg. Schön! Und da sie mir alle in die Augen sahen, hieß das wohl: Alter, das hier ist dein Job, dafür bist du Chef. Das ist gewissermaßen die Legitimation deines fürstlichen Gehaltes! Ja, dann muß ich wohl...

Dieses Buch, dieses kleine Buch, um soviel schmäler als alle anderen, die wir vom großen Meister der deutschen Sprache und Erzählkunst aus Danzig und Lübeck in unserer Bibliothek versammelt haben, dieses Buch hat es in sich. Es legt knallhart den salzigen Finger auf eine nicht verheilte, nicht vernarbte Wunde aus dem letzten Kriege. Eine Wunde, in der sich das ganze Grauen, die ganze unendliche Sinnlosigkeit des sechzig Millionen Menschen fressenden Molochs gleichsam wie unter einem Brennglas fokussiert. Es ist die Wunde, die der Menschheit über der Stolpebank in der Ostsee gerissen wurde. Ein ehemaliges Urlauberschiff, benannt nach einem „Blutzeugen der nationalsozialistischen Bewegung“, in den letzten Kriegstagen vollbeladen mit Flüchtlingen aus Ostpreußen, der Dreistadt und Preußen, wird von drei Torpedos aus einem sowjetischen U-Boot getroffen und versenkt. Viele Tausende, die zusätzlich zu ihrem schrecklichen Tode in dem eisigen Meer die Namenlosigkeit erleiden müssen, erfrieren und ersaufen ohne die geringste Chance auf Hilfe. Um diese wohl größte Schiffstragödie aller Zeiten herum entwirft Herr Grass ein faszinierendes Gewebe von Personen und Handlungen in mehreren Ebenen, die in engem Bezug zu dieser Katastrophe stehen. Dieser stilistischen Möglichkeit bedient sich der Autor in virtuoser

Form. Nichts kommt „gestellt“ einher, zäh oder bemüht. Im Gegenteil: Der Geschichte selbst ist eine ungewöhnliche Authentizität zu eigen, die die Grenzen zwischen exzellent recherchierter Realität und Fiktion in feinem Nebel verschwimmen läßt. Gerade mir, der ich im Herzen mit der Stadt Danzig verbunden bin und der ich die meiste Zeit meines Lebens in der deutschen Hauptstadt verbringe, ging es hautnah, standen Bilder in mir auf. Das ist so lebendig, als würde ich sie durch eine Fensterscheibe sehen: hinab auf die Elsenstraße in Danzig-Langfuhr, hinauf zur Dachkammer am Berlin-Schmargendorfer Roseneck, hinüber zum Märchenschloß der lieblichen, der charmanten Residenz am Schweriner See.

Und es tat mir weh zu erfahren, was ich vorher nicht wußte. Nämlich, daß eine Stadt, die das großartige „Bildnis eines alten Mannes“ von Salomon Koningk in ihrer Holländersammlung beherbergt – dem Märchenschloß gegenüber – ihre Unschuld verlor, als sie dem erschossenen „Blutzeugen“ ein Denkmal setzte – wiederum dem Schloß gegenüber.

Wilhelm Gustloff nämlich, der „Blutzeuge“, nach dem das spätere Unglücksschiff benannt wurde, war ein Sohn Schwerins. Später ging er in die Schweiz um eine nationalsozialistische Zelle aufzubauen. Dort erteilte ihm die Revolverkugel eines jungen Juden, der glaubte, seinem gequälten Volke ein Fanal setzen zu müssen. Und die Stadt Schwerin unter der Herrschaft der Nazis widmete flugs dem toten Heros einen Ehrenhain mit Gedenksteinen und allem anderen Firlefanz. Das hatte nun nichts mehr vom Charme der mecklenburgischen Metropole. Wie überhaupt eine Gesellschaft, die viel Totenkult betreibt allemal mit großer Skepsis beurteilt werden sollte. Denn meist ist der Tod nicht ferne, wo man ihn übermäßig feiert. Aber natürlich meinen die, die den Kult ausrichten, immer den Tod der anderen.

Angezogen von diesem Denkmal also läßt sich eine junge Danzigerin auf der Flucht vor der Roten Armee in der Nähe dieses Ehrenhains nieder. Von dem Denkmal? Nun ja, eher von dem Namen, der darauf zu lesen steht: „Wilhelm Gustloff“. Diese junge Frau, die sicher nicht die gebildetste unter den Töchtern Danzig-Langfuhrs war, verband mit dem Namen weniger den Mann, der ihn einst trug, sondern vielmehr das nach ihm getaufte Flüchtlingschiff, zu dessen wenigen Überlebenden sie zählte.

Herr Grass porträtiert in bewundernswerter Form das Seelenprofil dieser einfach strukturierten Frau, die so recht eigentlich den Archetypus der unreflektierten Mitläuferin verkörpert. So, wie auch ihre Eltern „kleine Mitläufer“ waren, die dieses „Nicht-über-den-Tellerrand-schauen-wollen“ mit ihrem Leben bezahlten.

Diese Frau und ihre Eltern sind das Kernbaumaterial der deutschen Gesellschaft. Und wer das von Herrn Grass gezeichnete Porträt zu lesen versteht, begreift, wie die Nazis zu solch einem immensen Rückhalt in der deutschen Bevölkerung kommen konnten.

Diese Leute sehen nur ihr eigenes Umfeld. Für größere politische Zusammenhänge haben sie kein Verständnis und wollen sie auch gar keines haben. Geht es ihnen persönlich besser, ist die Segensquelle egal – das Geld mag aus der Hölle sprudeln. Nach dem Preis fragt erst recht niemand.

Diese fatale Haltung, die die Menschen ihr Leben verträumen läßt und vornherein resignierend feststellt, daß die „Große Politik“ nichts für die „kleinen Leute“ sei, diese Haltung ließ der größten Verbrecherbande, die Deutschland je hervorbrachte, freies Feld. Und erst auf diesem freien Feld konnten ihre ungeheuerlichen Verbrechen gedeihen. Der Blick der jungen Danzigerin, die im Laufe der Jahre zur Großmutter eines heranwachsenden, aufgeweckten und suchenden Knaben wird, behält Zeit ihres Lebens

diesen starren Blick auf das schreckliche Ereignis in der Ostsee bei, das sie ja hautnah mit- und nur mit knapper Not überlebt hatte. Traumatisch der Untergang des Schiffes, auf dem ihre Eltern die vielleicht schönste Woche ihres Proletarier-Lebens verbracht hatten – damals, noch zu Friedenszeiten, mit der KdF. All die Hintergründe sind für sie uninteressant: „... 's war doch een scheenes Schiff!“ Diese Feststellung degeneriert zur Stereotype.

Der Enkel ist da schon aus anderem Holz geschnitzt. Er, der Suchende mit dem wachen Verstand, er recherchiert. Und hier erleben wir ein weiteres Mal Herrn Grass als Propheten von biblischem Ausmaß – so wie wir ihn schon in der „Rätin“ bewundern durften: Denn das „Mene mene tekel u pahrsin!“, das „Gemessen und gewogen und zu leicht befunden!“ – hier steht es abermals an der Wand und jeder, der für einen Groschen Schmalz im Kopf hat, kann es lesen – ganz deutlich. Hier steht geschrieben, wohin es führt, wenn sich Grips einen Weg bahnt – un gelenkt und ungezügelt.

Wenn die Vermittlung moralischer Werte versagt, wenn sich kluger Verstand dennoch den bequemsten Lösungen zuwendet und sich nur von martialischen Urtrieben regieren läßt. Die Hölle öffnet ihre Pforten! Das Böse in Deutschland der Nazi-Zeit waren sicher nicht ein paar Horden wildgewordener Steinzeitmenschen, sondern hauptsächlich ein paar, vergleichsweise wenige hochintelligente Leute, die es verstanden, die tumbe Masse in ihren Bann zu ziehen, diese Masse umzuformen mittels einer Mischung aus Faszination, Furcht, eingängigen Sprüchen und nackter Gewalt.

Man schaue auf Arno Brekers Skulpturen. Die nämlich sind die steingewordene Quintessenz des nationalsozialistischen Albraumes: hirnlose Muskelberge, seelenlose Vollstrecker und Gebärmaschinen, nichts hinterfragende Roboter. Und davon geht nun für pubertierende Menschen und solche, die diese Entwicklungsphase nie überwunden haben, eine unheimliche Anziehungskraft aus. Eine, die ihre ohnmächtigen Allmachtsphantasien zu fördern scheint. Wenn es denn sonst nichts gibt, wodurch sie sich auszeichnen, dann eben die zufällige Zugehörigkeit zu einer „Herrenrasse“. Einer Truppe, die weiß der Teufel woher den Anspruch bezieht, über andere befinden zu dürfen.

Bei jedem einzelnen seiner Charakterzeichnungen beweist der Autor großen Scharfblick. Ja, so sind sie wirklich, diese Gymnasiallehrerinnen vom Typus der Mutter des erwähnten Enkels, die „ihren Weg“ gemacht haben und sich als mitten im Leben stehend begreifen. Und was sind sie wirklich? Hohl sind sie, einfach nur hohl. Und diese hohle Leere ist angefüllt mit einigen eingepackten Paraphrasen, die fürs rundum Wohlfühlen und „bloß-nicht-anecken“ konformistisch abgerundet in den engstirnigen Brägen gezwängt werden. Ich bin lieb und gut, also habe ich recht. Und ich habe immer recht! Und überhaupt: Das nicht sein kann, was nicht sein darf. Und wenn es dann doch..., na, dann haben eben die anderen Schuld. Das ergibt sich ja wohl von selbst. QVOD ERAT DEMONSTRANDVM! Der Vater, der „Softie“, der Verständnisvolle, der mit sich selbst nicht im Reinen ist und von daher nicht einmal den Hauch einer Chance hat, dem Sohn ein anstrebenswertes Vorbild zu sein. Der Schreiber, der exquisit kluge Kopf, der zweitklassige Journalist, der soviel weiß und es doch nicht umzusetzen versteht. (Herr Grass, wen aus meiner Garde haben Sie da eigentlich vor Augen gehabt?)

All das kann der verständige Leser in und zwischen den Zeilen dieser Novelle entdecken. Und das liest sich allemal interessanter als die verlogenen Berichterstattungen von den parfümierten Fürzen der „Promis“, wie sie uns aus den Sudelblättern der Boulevardpresse entgegenschreien. Ein Wort noch zur Gestaltung. Herr Grass läßt seine Protagonistin, die Tochter

Danzigs im ostpreußischen Dialekt sprechen. Das paßt manchen Kritikern nicht. Und diese Kritiker stammen unter anderem aus den Reihen der Vertriebenen. Jetzt frage ich mich, was treibt diese Leute? Zum Ersten, wie soll denn eine junge Frau aus einer Danziger Vorstadt sonst reden? Warum soll dieses Stilmittel der Erzählung abträglich sein? Und zum Zweiten sei an dieser Stelle bemerkt, daß das „Aastpreiße“¹, das von Marienburg bis „Keenichsberch“², von Memel bis Danzig gesprochen wurde, zu den unwiederbringlich verlorenen Schätzen der deutschen Sprache, ach was, Deutschlands überhaupt gehört.

Es ist so sinnlos verschwunden, wie die Potsdamer Garnisonskirche, die Leipziger Augustinerkirche, die Magdeburger Altstadt, das Berliner Schloß und viele anderen Zeugnisse der Kulturleistungen unserer Altvorderen. Während bei diesen Bauwerken wenigstens in der Theorie die Chance besteht, daß sie eines Tages wieder unser Auge erfreuen (wie zum Beispiel das Knochenhaueramtshaus der Diderik-Pinning-Stadt Hildesheim), ist dieser zauberhafte, gefühlsbeladene und warme Dialekt auf ewig verschwunden. Müssen wir also nicht für jedes auch noch so kleine Bild dankbar sein, was uns von dieser Preciose geblieben ist? Herr Grass zeichnet solche Bilder. Und gerade die Vertriebenen, die ihm hinsichtlich dessen am dankbarsten sein sollten, gerade die monieren den Gebrauch des Ostpreußischen im Munde der Danzigerin?

Dummheit muß doch Grenzen kennen! Abschließend wieder stellt sich an dieser Stelle das alte Problem, das von einem solchen Werk auf dem Büchermarkt unweigerlich aufgeworfen wird: Für wen wurde das Buch geschrieben? Diejenigen, die seinen Sinn erfassen, brauchen es zum Zwecke der Belehrung eigentlich nicht zu lesen – denn sie sind firm in der Materie. Für diejenigen, die nicht lesen können, ist es eh umsonst verfaßt und die letzte Gruppe, die sehr wohl den Geist hätte, es zu verstehen, aber partout nicht verstehen will – kann man wohl ebenfalls nicht als Zielgruppe ansprechen. Ich befürchte sehr, das Buch wird die Narren aller Couleur zwar nicht belehren oder gar bekehren, es wird sie am Ende noch polarisieren.

Auch widerspreche ich der Einschätzung von Frau Fray im „Blick“: >So macht Geschichtsunterricht Spaß!< Ich weiß, was sie meint. Aber das muß man anders zum Ausdruck bringen! Der Inhalt mag so brillant formuliert sein, wie es will – es kann nur Gestörten und Sadisten Spaß machen zu lesen, wie „aisig die See jewesen is und wie die Kinderchen alle koppunter...“, oder wie ein verirrter junger Mensch einen Altersgenossen niederschießt, ihm das eine und einzige Leben nimmt – nur weil sein Kopf angefüllt ist mit kruden und wirren Vorstellungen. Es wäre verfehlt, dabei Spaß zu empfinden. Einwirken lassen soll man das, sich das unsagbare Grauen vor Augen führen und dann – dann soll man über die Hintergründe nachdenken.

So vorurteilsfrei, wie Herr Grass das in seinem Buche vorexerzierte. Ohne sich zum Richter aufzuspielen, der die Wahrheit gepachtet hat. Aber für wen wurde es dann geschrieben?

Ich weiß es. Für meine Kollegen vom „Landboten“ und für mich, den Herrn Fjöllfross. Denn wir erkennen in diesen Zeilen, daß wir nicht allein stehen auf der hart umkämpften Walstatt. Wir mögen wenige sein. Aber Leute wie Herr Grass zeigen, auf welcher Seite der menschliche Geist steht. Ein belebendes Gefühl! Während ich dieses zu Papier bringe, blicke ich hinaus auf den großen Havelsee vor meiner Haustür. Der Wind weht die noch winterkalten Wellen ans Ufer. Wieder und wieder treiben meine Gedanken ab und kehren sich zur Stolpe-Bank und das Grauen, was von menschlicher Hand dort angerichtet wurde. Der fast eisige Ostwind blättert in dem kleinen Grass'schen Buche, das neben mir liegt. Meine Finger sind klamm vor Kälte. Es ist schwer, zu schreiben...

„Jetzt kaufen, Später bezahlen - die seelischen Folgen der Konsumgesellschaft“

eine Besprechung des gleichnamigen Buches
von Dr. Wolfgang Schmidbauer

K. K. Bajun

In seiner Ausgabe vom 3. April 2003 berichtet der Stern, Deutschlands großes Nachrichtenmagazin, von Magnus Gaefgen, dem Mörder des kleinen Jakob von Metzler. Er geht der Frage auf den Grund, warum der Jura-Student den ihm hoffnungslos unterlegenen Bankierssohn umbrachte. Der Verfasser zeichnet von dem Mordbuben das Bild eines jungen Burschen, der „dazugehören“ wollte. Dazugehören zu einer Gesellschaftsschicht, deren scheinbarer oder vorgetragener Lebensstil den Sohn mittelständischer Bürgerleute sehr faszinierte. So sehr, daß er, als denn die Ressourcen aufgebraucht waren, die seine Eltern über viele Jahre mühsam für ihn zusammengespart hatten, auf kein anderes Mittel mehr verfiel, als das Kind reicher Eltern zu entführen um Lösegeld zu erpressen.

Ein Einzelfall? Nein! In seiner tragischen Reichweite mag dieser Fall einzig sein. Nicht aber in seiner Symptomatik, die kennzeichnend für die heranwachsende Jugend Deutschlands und fast aller reichen Industrienationen ist.

Ein Großteil dieser Jugend ist auf „Spaß haben“ fixiert, also auf die rasche Befriedigung ihrer Lust-Bedürfnisse. Daß dieser Spaß Geld kostet und Geld eigentlich ein Gegenwert für geleistete Arbeit darstellt, dieser Zusammenhang geht den meisten ab. Die Eltern des Magnus Gaefgen haben sicherlich Jahrzehnte gebraucht um die 30.000 € für ihren Sohn zusammenzutragen, die dieser in so wenigen Monaten verpulverte.

Das Vermögen der Bankiersfamilie von Metzler wurde gar über viele Generationen erwirtschaftet. Generationen, die oftmals Tag und Nacht schindern und schuffen mußten. Und genau diese Haltung ist dem Magnus G. und seinen zahlreichen Gesinnungsgenossen fremd. Sie wollen nichts leisten, sie wollen haben. Sie wollen genießen und großkotzig auftreten, aber tun dafür wollen sie nichts. Und wenn sie denn etwas investieren, dann muß das ruck-zuck gehen und ohne viel Aufwand. Eine Bank klarmachen, einer alten Dame die Handtasche stehlen oder eben ein Kind entführen, von dessen Eltern man sich für die Rückgabe viel Geld erwartet.

Die Gesellschaft, in der diese Jugendlichen aufwachsen, lebt es ihnen vor. Alles läuft über Kredit, bis hin zum Bundeshaushalt. So ist es jahrelang gelaufen. Die Zeiten, als ein preußischer Soldatenkönig Schuldenmacher denen Dieben gleichsetzte, weil sie mit fremdem Eigentum operieren, sind definitiv vorbei. Und mit dieser Zeit ist auch die Moral verschwunden, die dieser sicherlich etwas harschen Maxime zugrunde lag.

Niemand wird bestreiten, daß es sinnvoll ist, beispielsweise einem armen Erfinder oder einem potentiellen Unternehmer Geld vorzuschießen, daß er seine Erfindung oder sein Unternehmen zur Marktreife entwickeln und hernach seine Produkte gewinnbringend verkaufen kann.

Selbst einem Idioten müßte mit der Zeit klar werden, daß dieser Kurs auch für die gesamte Gesellschaft über kurz oder lang zu einem ähnlich desaströsen Ende führen muß, wie es Magnus Gaefgen anschaulich für seine eigene Biographie vorgelebt hat. Dieses Thema und der unvermeidlichen Folgen

angenommen hat sich in bewundernswerter und geschulter Weise der Dr. Wolfgang Schmidbauer in seinem oben genannten Buch „Jetzt haben, später zahlen“. Rowohlt hat es verlegt. Der Verlag, der schon Tucholskys Bücher in seinem Verlagsprogramm führte, preiste es mit 34,-DM aus. Ich fand es in einer Krabbelkiste und konnte es für einen Euro mit nach Hause nehmen. Dieses Buch ein Ladenhüter? Bevor Sie übereilte Schlußfolgerungen ziehen, lassen Sie sich versichern: Es ist nicht die mangelnde Qualität des Buches - es ist seine ausgezeichnete Güte, sowohl vom Inhalt als auch von seiner Ausdrucksform her. Dieses scheinbare Paradoxon löst sich mit der Lektüre des Buches von selbst auf.

Man muß nämlich die Kraft eines geschulten Geistes auf dieses Werk verwenden. Und den Geist entsprechend vorzubereiten ist eine mühevoll Arbeit, die ebenfalls kontinuierlich und über Jahre hinweg betrieben werden muß. Würde unsere ehemalige Kulturnation diesen Werten noch immer anhängen, Herr Schmidbauer hätte seine Zeit getrost auf anderes verwenden können, als dieses Buch zu verfassen. Aber genau die Mechanismen der geistigen Rasenlatscherei, der Bequemlichkeit und des Strebens nach schnellem, möglichst aufwandslosem Lustgewinn führen dazu, daß Herr Schmidbauer zum einsamen und weitestgehend ungehörten Propheten in der Wüste wird, dessen Mahnen in Cassandra-Rufen verhallt.

Herr Schmidbauer ist kein verbitterter Wetterer und Eiferer. Er ist ein Mann vom Fach. Vom psychoanalytischen Fach. Ein Schüler Freuds. Einer, der kühl beobachtet und analysiert und dann seine Konklusionen ruhig, überlegt und vor allem in nachvollziehbarer Übersichtlichkeit vorträgt. Er agiert viel mit den Begriffen der Progression (Disziplin) und der Regression. Es wird verständlich, woher diese beiden gegensätzlichen Verhaltensrichtungen stammen, die den Menschen in seiner Lebensbahn prägen.

Man begreift, daß beide notwendige Bestandteile eines Gesamtcharakters sind, die jedoch in einem bewußt kontrollierten Gleichgewicht gegeneinander ausgewogen werden müssen. Sicher, schon die alten Hochkulturen haben diese Wahrheit sinngemäß erfaßt und entsprechend versucht unters Volk zu bringen. Ob es die Buddhisten sind, die den Weg der vier edlen Wahrheiten verkünden, oder aber die Christen, die vom sanft abfallenden und bequemen Weg in die Hölle, im Gegenzug dazu aber vom steinigem, engen Pfad in den Himmel sprechen - immer stand im Vordergrund, daß der Weg zu einem erfüllten Dasein getragen wird von den Prinzipien der Mäßigung und der kontinuierlichen und fleißigen Arbeit.

Nicht umsonst legt die Bibel dem König Salomo die Worte in den Mund: Geh hin zur Ameise, du Fauler, sieh an ihr Tun und lerne von ihr! Wenn sie auch keinen Fürsten noch Hauptmann noch Herren hat, so bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte. Wie lange liegst du, Fauler? Wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Ja, schlafe noch ein wenig, schlummre ein wenig, schlage die Hände ineinander ein wenig, daß du schlafest, so wird dich die Armut überfallen wie ein Räuber und der Mangel wie ein gewappneter Mann. Sprüche Salomos 6.6-11

Und wenn's dann soweit ist, dann werden wir nicht etwa schlau und lernen aus den Fehlern. Nein, dann muß eine schnelle, radikale Lösung zur Behebung des als störend empfundenen Problems gefunden werden. Und koste es das Leben des Nächsten. Wenn es schief geht, so kann man sich für den Rest des verpfuschten Lebens noch immer selbst bemitleiden. Aber bis dahin - volle Kraft voraus! Der Eisberg ist nahe.

Bis dahin lesen wir noch ein wenig Rosamunde Pilcher und Hedwig Courths-Mahler und träumen uns in rosige Scheinwelten. Weil das allemal

bequemer ist, als sich mit der Realität kämpferisch auseinanderzusetzen. Mit einer Realität, die man nicht so einfach wegzappen kann, wie Herr Schmidbauer richtig bemerkt. Wegzappen, wie wir es von der Television und den durch sie vermittelten Scheinwelten gewohnt sind.

Aber das alles ist eben unbequem. Sich diesen Dingen zu stellen, das Buch Herrn Schmidbauers zu lesen und für das eigene Leben umzusetzen, selbst zu beobachten und nachzudenken - das erfordert ein hohes Maß an Progression und Disziplin. Wer will das schon? Wer will schon auf den Wegen der Tugenden bleiben, wenn der Rasen so verführerisch zum Abkürzen, zum Rasenlatschen einlädt? Die wenigsten. Und deshalb landet dieses wertvolle Buch in der Krabbelkiste, obwohl es eine Eisbergwarnung ist. Wie schon ähnliche Werke in den Jahrhunderten zuvor.

Es ist das Traurige, das dem Thema innewohnt, das auch das Buch Herrn Schmidbauers nur eine Bestandsaufnahme sein kann. Probate Lösungen anzubieten, das kann auch einem so exzellenten Werk nicht gelingen. Denn es gibt keine. Über Jahrmilliarden hinweg wurde alles Lebendige und so auch der Nackte Affe zu dem, was sie sind. Die Basisprogramme, die der Kreatur ins Archencephalon geschrieben wurden, sind so unverwundlich, so stark gegen eine kurzfristige Umprogrammierung und Korrektur geschützt, daß man getrost alle Hoffnung fahren lassen kann.

Und warum auch nicht? Während ich diese Zeilen schreibe, schlummert meine kleine Rattendame neben mir. Sie ist die wertvollste Gefährtin, deren Leben zu teilen mir mein Gott in seiner unendlichen Güte erlaubt hat. Sie ist alt. Den großen Triumph ihrer Spezies wird sie nicht mehr erleben. Muß sie auch nicht: meine kleine Rätin, Günter Grass und ich sind uns einig - es ist nur eine Frage der Zeit! Bequemlichkeit und kurzfristiges, regressiv determiniertes Verhalten hat schon einmal zum regionalen Verlöschen einer menschlichen Kultur geführt.

Man erinnere sich des Verschwindens der Mayakultur auf der Halbinsel Yukatan. Der Natur in diesem Winkel Mittelamerikas hat das keinen nachhaltigen Schaden getan. Sie hat sich erholt. Und allein dieser Umstand sollte jeden Menschen, der sich selbst nicht unendlich wichtig nimmt, über den notwendigen Fortgang der Dinge trösten.

Herrn Schmidbauers Buch zeigt uns die Stolperfallen, in die die zivilisierte Menschheit unweigerlich hineintappen wird. Daran ist nicht zu rütteln. Was bleibt, ist der Wegweiser, den jeder einzelne Interessierte für sich in Anspruch nehmen kann, um seinem eigenen Dasein Erfüllung und Innere Ruhe zu verleihen. Aber wie schon oben gesagt, das haben kluge Vorfahren bereits getan, seit die Schrift erfunden wurde.

Magnus Gaefgen hat davon keine Kenntnis genommen, als er mit seinen Freunden und Freundinnen shoppen und saufen und Partys feiern war. Und so gingen seither und seitdem die allermeisten Menschen mit ihrem Dasein ins Werk. Diese Haltung wird noch viele kleine und große Jakobs das Leben kosten, ehe eines Tages der ganze Dampf absäuft.

Die gangbaren Alternativen bleiben langfristig ungehört, Herrn Schmidbauers Buch einem begrenzten Leserkreis vorbehalten und Troja wird ein Raub der Flammen - wieder und wieder und wieder, bis sich diejenigen das Recht auf die Dominanz erkämpfen, in deren Gemeinschaft das Regiment der Liebe, der Gemeinsamkeit und der unaufgeforderten Arbeit fürs Ganze herrscht: Bonobos, Ratten, Wölfe, Ameisen, Bienen... In diesem Sinne darf ich Sie grüßen von den tiefen, dunklen Äugeln meiner kleinen, entzückenden, vierpotigen Gefährtin. Auf der Seite Photos können Sie sie sehen.

Krabat oder die Schwarze Mühle

von Herrn Otfried Preußler

K. K. Bajun

(zum Hexenabend 2004)

Zu Krabat: Er stammt dem Vernehmen nach aus Eutrich (westlich von Kamenz, auf halbem Weg nach Bautzen)/ gestorben und begraben in Wittichenau (südlich von Hoyerswerda) und lebte vermutlich im 16. Jahrhundert.



Die Mühle von Schwarzkollm im Koselbruch

In der malerischen, wendischen Lausitz, bei dem Dorfe Schwarzkollm zwischen Hoyerswerda und Senftenberg gelegen, stand im Koselbruch die Schwarze Mühle. Kein Korn wurde in ihr gemahlen, aus dem Mehl kein Brot gebacken. Das heißt aber nicht, daß gar nichts gemahlen wurde. Denn auch menschliches Gebein kann zermahlen werden...Einmal im Monat, in jeder Neumondnacht kam ein einsames Fuhrwerk zum Schwarzen Müller. Dann wurde, was im Monat zuvor von den zwölf Gesellen in den Mühlgängen unters Mühlrad geschüttet wurde, in harter Knochenarbeit verladen.

Doch das Mahlen war nicht das einzige Gewerbe, das der unheimliche Müller betrieb. Die Mühle war gleichzeitig eine Schwarze Schule, in der die Mühlknappen in der Zauberkunst und Magie unterrichtet wurden. Doch alles hat seinen Preis. So auch das Böse. Für die Überlassung des Koraktor, so hieß das dicke Zauberbuch in den Händen des Müllers, forderte es ein Leben in jeder Neujahrsnacht ein. Welches, das war dem Bösen egal. Also rief an Silvester zu Mitternacht der Müller einen Gesellen zu sich in die Stube und ein Kampf auf Leben und Tod hub an. Wenn es dem Gesellen gelang, den Müller zu überwinden, so war er der neue Müller. Der berühmteste, dem es gelang, und der die Reihe der Schwarzen Müller definitiv beendete, war Krabat.

Wie andere Länder eine Nationalhymne, oder eine Nationalfahne besitzen, so schmückt sich das Volk der Sorben, ein westslawischer Stamm, der die Germanisierung der Gebiete zwischen Elbe und Oder bis auf den heutigen Tag mehr schlecht als recht überlebt hat, mit einer Nationalsage. Es ist die Sage um ebenjenen Krabat und seine Lehrzeit in der Schwarzen Mühle. Otfried Preußler, der deutsche Kinderbuchautor und Schriftsteller von Format hat sich nun dieses Stoffes angenommen. Mit ebenso einfachen und klaren wie bewegenden und fesselnden Worten schildert er in seinem Buch „Krabat“ (erschienen bei Thienemann und ausgezeichnet mit dem Deutschen Jugendbuchpreis) das Leben seines Protagonisten von der Zeit kurz vor dem Eintritt in die Geheime Bruderschaft bis zum Untergang der Schwarzen Mühle. Eine Sage? Ein Roman? Nein, es ist ein Stück nationales Kulturgut der Wenden; es ist eine Sage mit Tiefgang. Natürlich wird auch hier wieder das Urprinzip zwischen Gut und Böse thematisiert, der uralte Widerstreit

dieser beiden Urgewalten, in deren Spannungsfeld die menschliche Existenz hin- und hergerissen wird. Nichts wird ausgelassen. Tiefe menschliche Bindungen und das Gefühl endloser Verlassenheit. Es kriecht dem Leser den Rücken hinauf: das langsam wachsende, stetig zunehmende Wissen um das Geheimnis, das die Mühle umgab, das Bewußtsein, mit Krabat in eine Falle getappt zu sein, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Gleich einer großen, schwarzen Spinne hockte der Müller in seiner Mühle und lockte nach jeder Neujahrsnacht einen neuen Lehrbuben in seine Fänge. Zwölf mußten es sein, wie die zwölf Apostel - denn die Zwölf ist eine magische Zahl. Die Mühle stand still, wenn es weniger waren. Aber ist sie nicht auch eine heilige Zahl? An diesem verrufenen Orte? Nun, die Rechnung geht erst auf, wenn man den Müller mitzählt. Denn dann sind es dreizehn. Und dieser Zahl hinwiderum wird Unglück zugeschrieben.

Etwas unglücklich ist dann auch die Zeitzuweisung, die Herr Preußler seiner Handlung unterlegt. Wenn man alle Hinweise zusammenzählt, so datiert man die Geschehnisse auf das anbrechende 18. Jahrhundert. Der Volksmund aber beschreibt den historischen Krabat als einen Zeitgenossen des 16. Jahrhunderts. Das war dann auch das Zeitalter der Reformation und des Bauernkrieges, in die diese Geschichte von Zaubermacht und Hexenkunst etwas stimmiger gepaßt hätte, als zu Beginn der Aufklärung.

Das alles ist zugegebenermaßen nicht einfach unter einen Hut zu bringen. Sagen sind nun mal keine Beschreibungen von historischen Ereignissen. Der wahre Krabat war wohl, wenn man dem Namen folgt, ein Mann kroatischer Herkunft. Diese pflegte man bis weit in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hinein als Krabaten zu bezeichnen, ähnlich wie man Italiener Welsche nannte. Manche behaupten, der kroatische Obrist Joahann von Schadowitz, der einst August den Starken vor der türkischen Gefangenschaft gerettet hatte, sei das Urbild des Krabat gewesen.

Die Mär aber machte einen wendischen Jungen aus ihm, der durch geheime Kräfte in die Schwarze Mühle gelockt wurde, dort zu einem Meisterschüler avancierte, der letztendlich den eigenen Meister überwand. Dabei aber immer sein Menschsein, seinen guten Charakter, sein freundliches Naturell bewahrte. Die Sage berichtet, Krabat hätte seinen Meister in einem metamorphischen Duell zur Strecke gebracht, in dessen Verlauf der Meister sich dämlicherweise in einen Kichelhahn verwandelte, worauf Krabat blitzschnell reagierte und dem Gockel in Fuchsgestalt die Kehle durchbiß.

Herr Preußler gestaltet das Ende des Schwarzen Müllers hingegen romantischer. Sein Krabat verliebt sich in eine junge Wendentochter, Kantorka genannt. Im Preußler'schen Koraktor findet sich dann auch folgerichtig der Passus, daß ein Mädchen einen Mühlknappen freibitten könne. Diese Prozedur jedoch ist nicht ganz ungefährlich. Sollte sie nämlich von Erfolg gekrönt sein, hatte der Meister den „Schwarzen Peter“ gezogen. Denn dann wäre er derjenige, den der Teufel holt, der ja - wir ahnen es bereits - von der Sage zum Vorstandssprecher der Schwarze-Mühle-AG gewählt worden ist. Dann würde er in einer der selbstgezimmernden Erdmöbel in einem der ausgegrabenen Löcher liegen, die herzustellen und auf dem wüsten Plan auszuschaufeln er den Todeskandidaten als letzte Arbeit auf der Mühle befahl. Der Wüste Plan war eine recht traurige Liegenschaft in der näheren Umgebung der Schwarzen Mühle, auf dem die unglücklichen Gesellen ohne jeden christlichen Beistand verscharrt wurden, die die jährlichen Auseinandersetzungen mit dem Müller nicht überstanden hatten. Er war sozusagen ein Verfluchter Ort. Kein Grabstein, kein Kreuz - nur Erdhügel. Wer hier lag, der war vergessen. Und sollte vergessen sein. Vor Gott und den Menschen. Denn das Böse kannte keine Sentimentalität. Es kannte nur das eine Ziel - das Verderben des Menschen. Diese Kantorka also, wir erinnern

uns der Reinen Jungfrau bis hin zu Jeanne d'Arc, die uns in so ziemlich jedem Kampf zwischen Gut und Böse als Vorhut des guten Prinzips entgegentritt, wagt also den Neujahrsgang in Höhle des Bösen. Die diesjährige List des Schwarzen Müllers bestand nicht darin, daß er seine Mühlknappen unisono in Raben verwandelte, was es dem betreffenden Mädchen bei einer Chance von 1:12 recht schwer machte, den Ihrigen zu erkennen. Diesmal verband er ihre Augen und schloß somit jeden visuellen Abgleich aus. Doch die reine Liebe überwand diese Gratwanderung und befreite nicht nur den Geliebten sondern den Rest der Mühlknappen gleich mit.

Beide, Volksmund und Autor berichten gleichermaßen, daß die Mühle, nachdem Krabat sie verlassen hatte, in Flammen aufging. Ja, ja - die Hexen und das Feuer - ein pyropathologischer Dualismus in der Volksseele, dem schon die alte Frau zum Opfer fiel, die zwei verirrten Kindern namens Hänsel und Gretel Kost und Logis angedeihen ließ. Aber vielleicht war es auch nur eine fahrlässige Beachtung der Brandschutzordnung. Mühlen, auch wenn sie mit Wasserkraft betrieben wurden, waren schon immer sehr feuergefährdet.

Wenn man das, was Herr Preußler zwischen die Zeilen schrieb, mit einrechnet, so hat das 256 Seiten starke Buch eigentlich den Umfang des legendären Koraktors. Und genau soviel ist auch darin zu lesen. Es geht tief hinab in die menschliche Seele. Dieses kaum zu beschreibende Etwas, das so zweigeteilt ist in seiner Ausdrucksform. Das Gutes wie Böses in sich beherbergt - und beides zur gleichen Zeit. Selbst diese kleine Gruppe von Verdammten kam nicht ohne Anschwärzer, Lumpenhunde und Kameradenverräter aus. So, wie es keinen Hauseingang ohne Blockwart, kein KZ ohne Kapo gab. Gerade der Kontrast zu diesen verachteten Mitmenschen sollte uns helfen, den Anspruch an uns jeden Tag aufs Neue zu formulieren. Den Anspruch der nur lauten kann: Bleibe dir selbst treu, auch unter widrigsten Bedingungen und bleibe den Idealen verpflichtet, die ein guter Mensch einzig als Verhaltensgrundlage akzeptieren kann. Insofern ist die Preußler'sche Interpretation der alten Krabat-Sage nicht nur ein Jugend- sondern auch ein Lehrbuch.

Es dient aber nicht nur der moralischen Belehrung. Vermittels seines exzellenten Hintergrundwissens entführt und der „Krabat“ auch in eine Welt, wie sie seit einem Drittel Jahrtausend nicht mehr existiert. In die Welt einer Mühle nämlich. Eines kleinen Betriebes, auf den die Bauern der Umgebung essentiell angewiesen waren. War sie doch der erste weiterverarbeitende Betrieb, der das geerntete und gedroschene Korn für den Bäcker verwertbar machte. Und doch befanden sich die allermeisten Mühlen außerhalb der dörflichen Gemeinschaften. Das hatte zum ersten den Grund, daß sie auf besondere Plätze angewiesen waren. Windmüller beispielsweise benötigten oft kleine Hügel, um den Wind besser nutzen zu können, Wassermüller waren auf Bäche oder Flußläufe angewiesen. Zum Zweiten waren solche Mühlen oft Anlaufpunkt für mehrere umliegende Gemeinden und hatten bei zentraler Lage, die keinen Bauern über Gebühr benachteiligte, einen gewissen Standortvorteil.

Zum Dritten waren Mühlen schon bedingt durch ihre Bau- und Funktionsweise und das in ihnen lagernde entzündliche Gut sehr feuergefährdet und schon von daher aus den Dörfern ausgegliedert. In jedem Falle aber waren diese Kleinbetriebe durch ihre oft abseitige Lage der direkten Kontrolle durch die dörflichen Gemeinschaften entzogen. Und was der Mensch nicht weiß, das macht ihn sehr wohl ganz heiß! Köhler, Müller, Eigenbrötler - alle diese Leute, über deren Treiben man nicht genau Bescheid wußte bzw. man sich jederzeit ein Bild machen konnte - waren per se suspekt. Man brauchte sie, aber man mißtraute ihnen. Rund um die Mühlen und Meiler blühten für die Dörfler vor allem - Spekulationen. Was Nachbar Hans

machte? Man sah es ja. Was Muhme Grete gerade trieb? Man brauchte nur durchs Fenster schauen oder in die Stube zu treten - die Türen waren offen. Aber was zum Teufel trieb der Müller so? Vor allem außerhalb der Erntezeit? Und an dessen Tor mußte man erst anklopfen! Was ging dahinter vor?

Kein Museum könnte uns so anschaulichen Unterricht erteilen, wie es auf einer solchen Mühle zugeht, wie der harte Alltag der Mühlknappen aussah und welche Arbeiten zu verrichten waren. Bis hin zum Wechsel des Mühlrades erfahren wir so ganz nebenher den Aufbau und die Arbeitsweise eines solchen Kleinbetriebes zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Wir verstehen nicht viel vom Müllerhandwerk, können gerade mal so eine Windmühle von einer Wassermühle auseinanderhalten, oder ein unterschlächtiges von einem überschlächtigen Wasserrad unterscheiden. Herrn Preußlers aber danken wir Einsichten in ein Gewerbe, das auch uns vorher weitestgehend fremd war. Es ist beim Lesen, als hätte Herr Preußler uns selbst wie unsichtbare Zuschauer in die Mühle gesellt, wähen die Mühlknechte, die Gesellen und Lehrbuben um uns herum hasten und der Müller seine Anweisungen blafft. Das nennen wir lebendige Sprache! Das bedeutet Lesegenuß. Das erzwingt Hingabe an den Stoff.

Mit seinem „Krabat“ hat also Herr Preußler dem schwindenden Stamm der Sorben ein herausragendes, ein lebendiges und ein in die Zukunft wirkendes literarisches Denkmal gesetzt. Ein Denkmal, nicht in Bronze, sondern in Lettern gegossen. Nicht begeh- aber erlebbar. Herausragend? In jedem Falle. Höher noch als der Fernsehturm von Toronto. Denn durch die weltweite Verbreitung die Beliebtheit des Preußler'schen Buches werden derer viele sein, die erst durch diese Lektüre vom wendischen Stamm der Sorben erfahren haben. Dafür sollte die Domowina Herrn Preußler zum Ehrenwenden küren. Denn, wie dem Krabat, so haben sie auch dem Autor, der den Weißen Zauberer der drohenden Vergessenheit entriß, viel zu danken.

Laurie Anderson -eine amerikanische Performance-Künstlerin von Format

K. K. Bajun

Eines vorneweg: Wenn Stars and Stripes im Winde flattern, sind wir die Letzten, die ehrfürchtig und mit sehnsuchtsfeuchten Augen auf dem Bauche liegen. Die Nation der U.S.A. mag ihre Meriten haben, das jedoch wird uns den kritischen Blick nicht trüben. Aus den vorangegangenen Beiträgen des „Landboten“, die sich mit den Vereinigten Staaten von Amerika befassen, wird dieser Umstand hinreichend hervorgehen.

Doch muß all diesen Ressentiments zum Trotze etwas sein an diesem Lande, was Staunenswertes hervorbringt. Ob wir nun vor dem Bilde „First to turn“ des Malers Thompson stehen und den in die Seele fühlenden Indian Summer betrachten oder ob wir der Stimme und den Worten der Laurie Anderson lauschen, die ihrem Lande nicht minder kritisch gegenübersteht und es doch überschwenglich liebt – es geht eine große Faszination auf uns über.

Wer ist diese Frau, die mit hoher Intelligenz, viel Gefühl und großem musikalischen Können ein Land, ihr Land, preist oder anprangert, je nachdem, was es anzupreisen oder anzuprangern gibt? Bei den modernen Pop-Ikonen kann man gemeinhin sagen: „Kennst du einen Titel, kennst du alle!“ Wenige nur unterscheiden sich von diesem Klischee und glänzen durch eine ungeheure Bandbreite an Variabilität und Ausdruck. Kate Bush,

Pink Floyd, Phil Collins seien genannt. Doch die ungekrönte Königin der Farbenvielfalt moderner Musik mit Anspruch ist unter diesen wohl Frau Anderson. Ihr Einfallsreichtum, was Instrumentierung, Stil und Ausführung (Performance) betrifft, ist nahezu ungeheuerlich.

Und ihre Texte, wenn sie auch manchmal etwas skurril anmuten, sind getragen von Sinn und Verstand. Sie treffen eine Aussage und verschmutzen keineswegs den Äther mit hohlem Blablabla. Allein die Vielfalt der gewählten Themata besticht: Sie scheut sich nicht, die dröge Eintönigkeit amerikanischer Städte mit klaren Worten beim Namen zu nennen (Album: Big Science; Titel: Big Science). Doch das Land selbst liebt sie auf eine Weise, wie nur eine Frau zu lieben versteht (Album: Strange Angles; Titel: The Song of Hiawatha). Wird man sich der Schönheit dieser Liebeserklärung bewußt, kann man sich der Tränen kaum mehr erwehren. Das ist etwas fundamental anderes, als dieses krampfhaft auf maskulin und „Macho“ getrimmte Geröhre a la „We're kids in America“ oder „born to be wild“ vom „Boss“ Bruce Springstein. Bei Laurie Anderson spürt man, daß selbst die Heimat der Oberflächlichkeit eine tiefe, beinahe unauslotbare Seele hat, die sie einigen wenigen ihrer Töchter und Söhne auszudrücken gestattet.

Ein kerndeutsches Märchen – das von Hänsel und Gretel (Album: Strange Angles; Titel: Hensel and Gretel) – läßt sie wiederauferstehen, siedelt das Geschwisterpaar im Berlin unserer Zeit an, kehrt die Aussage des Märchens um (Hänsel trauert seiner einzigen großen Liebe – der bösen Hexe - nach), und läßt Bruder und Schwester über den Hintergrund von Zeit und Wahrheit philosophieren. Das ganze kurz-geniale Werk widmet sie Walter Benjamin. Ein Amerikaner kennt Berlin und – als ob das nicht für sich schon ein Wunder wäre – auch noch Walter Benjamin.

Ein Klischee findet seine Bestätigung: Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten mag zu 95% Müll und Schrott kommen. Die verbleibenden 5% aber sind es wert, in der Welt den Ton anzugeben. Frau Andersons Musik gleicht einem Zauberspiegel.

Man muß schon etwas Besonderes mitbringen, ein Inneres Auge, eine Seele, ein Gefühl und ein Ohr für die leisen, zarten Töne der Schönheit, um etwas in diesem Spiegel zu erkennen. Für den tumben Rest der Menschheit wird er wohl blind bleiben, wie eine matt polierte Scheibe. Das ist nichts, um die Zeit totzuschlagen, um zu betäuben, um im Hintergrund zu dudeln. Das ist zum Berauschen, zum Hinhören, zum Träumen mit offenen Augen, mit offener Seele.

Sie setzt sich mit Mysterien auseinander und sie setzt sich über sie hinweg. Ein Täubchen gurr im Hintergrund, wenn sie die Frage stellt, ob denn die Zeit lang oder breit wäre, ob sich die Dinge zum guten oder zum Schlechten wenden, ob unser Leben der Aufnahme gliche, die von einem Videorecorder abgespielt wird (Album: Bright Red; Titel: same time tomorrow.) Und alles, alles wird getragen von ihrer Feenstimme, die man, kennt man Frau Anderson nicht, intuitiv der Loreley zubilligen wollte.

Aber diese Stimme kann auch kratzig und rauchig werden, die Musik voller Dissonanzen, wenn Frau Anderson ein Thema anschneidet, welches ihr Herz zum Kampf ruft. Wenn sie konstatiert, daß ihre Geschlechtsgenossinnen in Amerika noch immer in fast allen Bereichen des Lebens benachteiligt sind (Album: Strange Angles; Titel: beautiful red dress.) Wenn sie den tyrannischen und bigotten amerikanischen Puritanismus in seiner verklemmten Gegensätzlichkeit darstellt (Album: Strange Angles; Titel: The day the devil comes to Getcha). Als wahre Künstlerin jedoch ist sie souverän genug, tiefe Blicke auch in die eigene Seele zu gewähren, in Liedern, wie „beautiful pea green boat“ (Album: Bright Red ;)

“When my father died, it was like a whole library had burned down...”
(Album: Bright Red; Titel: world without end.)

Gibt es eine Referenz an den eigenen Vater, die mehr zu Herzen ginge? Die Stimme. Die Stimme! Was macht den unverkennbaren Charakter dieser Stimme aus? Die sich einzuschmeicheln versteht. Die anspricht bis in den letzten Winkel des Herzens. Die so unendlich weich sein kann, die den, der sie hört und der ihr folgt, bis zu Tränen rührt.

Es ist ein Mysterium. Diese Stimme und diese Worte machen die schönsten, die gefühlvollsten Seiten der wunderbaren englischen Sprache wieder lebendig. Befreien das Englische von den Tonnen von Schutt, Müll und Unrat, den die seichte Pop-, Rock und Rapkultur daraufgelagert hat, wie Sedimente am Grunde des Ozeans.

Sie wird nur äußerst selten im Radio gespielt, die Frau Laurie Anderson. Das spricht eher für als gegen die Qualität ihrer Musik. Denn das hirnlöse Ga-Ga mit der zur Schau getragenen und krampfhaft aufgesetzten guten Laune der meisten zeitgenössischen Sender, das auf den breiten Publikumsgeschmack abgestimmt ist, erzwingt nicht das Hinhören, sondern ist von Anfang an konsequent auf phonetische Berieselung ausgelegt, ohne das die meisten Menschen schon nicht mehr auszukommen meinen. Stille ist diesen armen Teufeln unerträglich, kulturvolle Unterhaltung ist ihnen zu mühselig. Nein, seichtes Hintergrundgedudel muß es sein, etwas eingängige Melodien, die durch häufige Wiederholungen in die Hirnersatzmasse der „Hörer“ gepreßt werden, verbunden mit nichtssagenden Texten, und schon haben wir ein brauchbares Rahmenprogramm für die allgegenwärtige Werbung.

Da paßt eine Laurie Anderson nicht hinein, sowenig wie Kate Bush, sowenig wie die Jungs von Pink Floyd. Sie alle werden bestenfalls alle Jubeljahre mal mit „Hey Superman“, „Babooshka“ oder „The Wall“ zitiert. Die letzteren beiden sind stadienfüllende Giganten – da kommt man halt nicht so ganz dran vorbei.

Das Frau Anderson Stadien gefüllt hätte, ist uns nicht bekannt. Dafür ist das Publikum, das ihre Säle oft bis auf den letzten Platz belegt und sich vor den Türen um die noch verfügbaren Billets balgt, um so erlesener. Viele dieser Leute beherrschen die englische Zunge wenigstens soweit, daß sie den Worten der Künstlerin zu folgen vermögen. Und sie folgen. Denn es lohnt sich. Man fühlt sich hinterher nicht bedröhnt. Man fühlt sich beschenkt. Und für dieses Geschenk wollen wir Frau Anderson danken.

LTI

von Prof. Victor Klemperer

1881-1960

K. K. Bajun

Drei Buchstaben nur: LTI. Und doch ein bedeutendes Werk eines bedeutenden Mannes, das der Reclamverlag dankenswerterweise schon einer Leserschaft in der ehemaligen D.D.R. zugute kommen ließ.

Alleine schon das Erscheinen dieses Büchleins in einem totalitären Staat wie der D.D.R., der noch dazu einer der beiden Nachfolgestaaten des Dritten Reiches war, entbehrt nicht einer gewissen Süffisanz.

Einem Beobachter dieses Phänomens bieten sich nur zwei Erklärungen an: Entweder muß in den Reihen der ostdeutschen Zensurbehörde zu diesem Zeitpunkt die völlige Geistesfinsternis geherrscht und die Zensoren einer Publikation in Absence und Umnachtung zugestimmt haben, oder in diesen Räumen hatte sich die Spitze des Widerstandes gegen die Diktatur der Arbeiterklasse formiert, die späte Rache nahm für die Verurteilung von Janka, Harich, Herrstadt und die Schikanen gegen Havemann und Heym.

Denn die drei Buchstaben bedeuten „Lingua Tertia Imperii“. Das ist: Die Sprache des Dritten Reiches. Und so oft der Autor Bezug nahm auf den „Völkischen Beobachter“, das Zentralorgan der NSDAP, so konnte man mangels Zugang zu diesem Blatte billig das „Neue Deutschland“, Zentralorgan der SED, neben das Büchlein legen. Die Sprache war die Selbe – es war die diktatureminente LTI.

In ihr analysiert der Sprachwissenschaftler und hervorragende Lateiner und Romanist Professor Viktor Klemperer eine systemspezifische Sprache und ihre Adaption seitens der Bevölkerung.

Sprache ist nicht nur ein Werkzeug. In den falschen Händen ist sie eine Waffe. Mit feinem Gespür hatte Herr Klemperer die Veränderungen in der deutschen Alltagssprache erkannt, die mit der Etablierung nationalsozialistischer Macht einherging.

Er hatte allen Grund zu dieser Sensibilität. Denn Herr Klemperer war Jude. Und als solcher war er all den fürchterlichen Repressalien ausgesetzt, mit denen Nazis die Juden quälten. Der Vernichtung konnte er nur haarscharf dadurch entgehen, daß er mit einer „Arierin“ verheiratet war. Diese tapfere und treue Frau trotzte erfolgreich allem auf sie ausgeübten Druck und ließ sich nicht von ihrem Manne scheiden, was für diesen den sicheren Tod in einem Vernichtungslager zur Folge gehabt hätte.

So zogen Herr und Frau Klemperer in das Dresdner „Judenhaus“, in dem sie unter unwürdigsten Bedingungen lebten. Für sie bekam das Wort vom Tausendjährigen Reich sicher einen ganz anderen Beigeschmack. Denn die Zeit im „Judenhaus“ mag ihnen wahrhaft tausend Jahre gewesen sein.

Zu harter körperlicher Arbeit herangezogen, versuchte der Schöngest und Gelehrte Viktor Klemperer sich nicht einer wie auch immer gearteten Lethargie zu ergeben, die unvermeidlich zu einem Verfall seiner geistigen Kräfte geführt hätte. So begann er seine Tagebücher anzulegen, in denen er penibel die Arbeit eines Chronisten leistete. Eine Arbeit, die seine ohnehin schon prekäre Situation am Rande des Abgrunds um einiges gefährlicher machte. Wenn die Gestapo seine Notizen in die Hände bekommen hätte, ihm wäre nicht mehr zu helfen gewesen.

Ganz zu schweigen von den Schwierigkeiten, in einer von volkswirtschaftlichen Engpässen gezeichneten Zeit als Jude an Arbeitsmaterial zu gelangen, selbst wenn dieses nur aus Papier und Bleistift bestand.

Ganz nebenbei notierte er wachen Auges und Gehörs die Stilblüten der LTI, die sich mit der Zeit immer skurriler ausnahmen und dennoch vom gemeinen Volk bereitwilligst und unreflektiert adaptiert wurden.

Das einfache und gemeine Volk, das sich in der Masse am wohlsten fühlt und gerne dem hinterher rennt, den alle anderen auch als Leithammel akzeptiert haben, bedient sich vorzugsweise der Sprache und Termini, die gerade durch Zeitgeschmack oder Allgemeingebrauch geheiligt wurden. Damit wird den anderen und nicht zuletzt sich selbst eine Gruppenzugehörigkeit

demonstriert, die dem einzelnen Individuum der Gattung „Nackter Affe“ als überlebenswichtig erscheint.

Diese Erkenntnis verstanden die Nationalsozialisten meisterhaft ihren Zwecken dienstbar zu machen, allen voran der Akrobat des Wortes, Dr. Joseph Goebbels. Sie eroberten Hirn und Herz des deutschen Michels, ohne das dieser sich dessen auch nur im geringsten bewußt wurde.

Die Stimmen der wenigen Warner verhallten weitestgehend ungehört. Ihre Bücher wurden an jenem denkwürdigen Tage vor der Berliner Universität verbrannt, an dem sich der Deutsche Geist zu einem Ungeist verkehrte. So weit man der Autoren habhaft werden konnte, wurden diese eingesperrt, mundtot gemacht, ausradiert.

Die stumpfe Masse indessen schluckte mit Begeisterung die neue Perfidie und blökte gedankenlos den Schwachsinn nach, der ihr nunmehr pausenlos und überregional mit allen zur Verfügung stehenden Medien eingetrichtert wurde. Sprache kann zum Gift werden, wenn sie in die falschen Hände gelangt. Sie war in die falschen Hände gefallen. Der Wahnsinn bekam Methode und brach sich furchtbar Bahn. Wie oft berichtet Herr Klemperer, daß sich selbst liebe, nette und sogar unter Gefahr hilfsbereite Menschen mit einer sancta simplicitas der vorgegebenen Sprachregelung bedienten. Es erschütterte ihn zum Teil bis ins Mark.

Die Wehrlosigkeit der Menschen, die im Dritten Reich zu Lemmingen mutierten, die unaufhaltsam einem gräßlichen Abgrund entgegenströmten, lag zu einem überwiegenden Teil in ihrer Primitivität begründet, in ihrer geistigen Trägheit, in ihrem Desinteresse und in ihrer Ignoranz. Eben in diesem von menschlicher Dummheit diktiertem Verhalten liegt die enorme Warnung, das blutige Memento für die Zukunft. Dennoch ist zu befürchten, daß selbst aus dieser größten menschlichen Katastrophe aller Zeiten keine nachhaltigen Konsequenzen in der charakterlichen Grundausstattung des Gros der Nachgeborenen erkennbar sei. Die unheimliche Macht der Bild-Zeitung würde sich in Dampf und Nebel auflösen, wenn das Volk von sich aus Werke wie die LTI zur Pflichtlektüre erwählte, verstünde, danach lebte.

Sie tun's nicht. Was sie interessiert, ist Glücksrad, „Wer wird Millionär?“, Fliege und Richterin Barbara Salesch und jede Menge sinn- und hirnloser Talkshows. Mit einem solchen Menschenmaterial kann man alles machen. Adolf Hitler und seine Getreuen haben den entsprechenden Beweis blutig erbracht. Linguisten und Philologen gab es auch vorher schon. Herrn Klemperers Verdienst ist es unter anderem, nicht allein die Sprache auf ihre Wurzeln und inneren Zusammenhänge hin zu analysieren, sondern sie gleichsam mit Röntgenaugen zu durchleuchten und für jeden verständlich die einer deliberierten Wortwahl und –schöpfung zugrunde liegenden Ziele darzustellen. Jedes einzelne Kapitel, jedes Thema ist selbst für Leser mit geringerem intellektuellem Anspruch nachvollziehbar.

Die lebendige Sprache eines Könners, fesselnd und unterhaltsam. Manchmal ist man versucht, über den gemütlichen Plauderton des Erzählers Klemperer die fürchterlichen Umstände zu vergessen, unter denen das Buch entstand; den Ernst des Themas zu verdrängen, der dem Buch zugrunde liegt. Natürlich werden es jüngere Leser, die in den sogenannten westlichen Demokratien aufwuchsen, im Allgemeinen ungleich schwerer haben, die Sensibilitäten zu erfühlen, mit denen sich Herr Klemperer dem Gegenstand seiner Betrachtungen annähert. Die prononcierten Zwischentöne, das „Zwischen-den-Zeilen-lesen“, das die ältere Generation und die gedienten „Ossis“ noch so exzellent beherrschen. Wer in heilsverkündenden Diktaturen aufwuchs, bringt in aller Regel den entsprechenden Erfahrungshorizont mit sich. Die angesprochenen Sprachbeispiele sind so oder ähnlich aus dem eigenen

Erleben vertraut. Situationen, die heute als regelrecht skurril anmuten, sind vielen von uns noch sehr gut erinnerlich. Man weiß, hier ist einer, der saugt sich nichts aus dem Finger. Die Lektüre entwickelt photographischen Charakter. Damit ist der Klarheit in Herrn Klemperers Ausführungen keinesfalls Abbruch getan. Was wir zwischen den Zeilen herauslesen, ist das unsagbare Elend, das Menschen über andere Menschen im Namen der Macht gebracht haben. Gleich zum Anfang des Buches erläutert Herr Klemperer die Entstehung des Titels. Dabei erfahren wir beiläufig von der Abkürzungswut, die diktaturhörigen Sprachen so oft zueigen ist. Nicht wahr, da gab es den Kolchos und den Komsomol in der Sowjetunion (kollektiwnoje chosiaistwo = Kollektivwirtschaft; kommunistitscheskije sowjetskije molodjoschij = Kommunistische Jugend) und noch heute rollen über unsere Autobahnen die Lastkraftwagen der Sowtransawto (sowjetskije transitnuije awtomobily), der ehemaligen sowjetischen Staatspedition.

Die D.D.R. hing der Abkürzungswut nicht minder an. Und wenn es in der Nazizeit von SS und SA wimmelte, NSFK und NSKK, KdF und HJ, so konterte die D.D.R. mit GST und FDJ, FDGB und LPG. Diese kleine Auswahl eines schier unerschöpflichen Vorrates an Abkürzungen mag stellvertretend an dieser Stelle genügen. Mit feinem Humor nahm Herr Klemperer diese Unsitte auf, die der geistigen Bequemlichkeit der Massen entspringt und – da Diktaturen auch gern zu martialischen Ausdrucksformen neigen, die ruhig auch fremden Ursprunges sein können – verfiel er auf den ungewöhnlichen Buchtitel. Anrührende Ohnmacht, mit der sich ein Feingeist gegen die Herrschaft der Dummheit zu wehren versucht. Übrigens kann eine Abkürzung, so sie denn das ausgesprochene Wort erst einmal erfolgreich verdrängt hat, durchaus perfide Dienste leisten. Denn aus der Abkürzung geht der ursprüngliche Sinn des Wortes oft nicht mehr unmittelbar hervor. Wer hat in der D.D.R. noch an eine Deutsche Demokratische Republik gedacht, wo doch alles Deutsche auf dem Index stand? Und war nicht selbst die herrschende Partei die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands? Das muß den Mitgliedern der SED doch spätestens seit den siebziger Jahren peinlich gewesen sein! Doch das nur am Rande. Es ist hier auch nicht der Ort, die 36 in sich schlüssigen und geschliffen formulierten Kapitel einzeln aufzuführen und deren Inhalt vorwegzunehmen. Auch sollte eine Kritik nicht länger ausfallen als das einzelne Werk. Aufgabe einer Buchbesprechung muß es sein, auf das Werk neugierig zu machen, es nach Möglichkeit zu fördern, wenn man es denn vorteilhaft beurteilt. Herrn Klemperers LTI ließ uns zu der Ansicht gelangen, daß hier ein Schlüsselwerk nicht nur der deutschen Sprache sondern auch des Zugangs des einzelnen Menschen zu sich selbst verfaßt wurde. Und das in Koizidenz mit dem alten Merkspruch:

Achte auf Deine Gedanken –
 Sie werden zu Worten.
 Achte auf Deine Worte –
 Sie werden zu Taten.
 Achte auf Deine Taten –
 Sie werden zu Deinem Charakter.
 Achte auf deinen Charakter –
 Er wird Dein Schicksal.

Die profunde Evidenz, die diesen Zeilen innewohnt, hat Herr Klemperer am Beispiel des Nationalsozialismus nachgewiesen und dieser hat mit seinem letztendlichen Scheitern die unumstößliche Wahrheit dieser logischen Kette gesiegelt. Es wäre zu wünschen, daß zumindest Menschen mit den Allüren und dem Potential zur Macht diese Warnung akzeptieren und nicht immer wieder auf dem Rücken vieler Millionen Menschen einen Heilsweg suchen, der die Konsequenzen zu umgehen verspricht. Es gibt ihn nicht. Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Oder in der Synagoge.

Mazarin, Frankreichs Aufstieg zur Weltmacht

Paul Guth

in der Überstzung von Herrn Gerhard Heller

SIC VIVITVR PESSIMIS ISTIS TEMPORIBVS; AD QVAE NOS RESERVAVIT DOMINVS.

(Aus den Aufzeichnungen der Mazarinfeindlichen Arztes Gui Patin – niemand soll sagen, wir ließen nicht auch die Gegner zu Worte kommen... "So lebt man in diesen sehr schlimmen Zeiten, die uns der Herr beschert hat." Es bleibt offen, welcher Herr gemeint ist. Anmerkung des Verfassers.)

QVAM FRVSTRA; ET MVRMVRE QVANTO.

(Medaillenprägung des Herrn Kardinals Mazarin anlässlich der Beendigung der 3., der Prinzenfronde. „Wie vergeblich, und mit welchem Geröse!“)

K. K. Bajun

Manchmal geht es einem wie Hans im Glück: Man stolpert über einen Goldklumpen, ohne diesen auf den ersten Blick als solchen zu erkennen und erst bei näherem Besehen fängt das Ding zu funkeln und zu leuchten an. So ist es uns geschehen mit dem Buch „Mazarin, Frankreichs Aufstieg zur Weltmacht“, erschienen im Flammarion-Verlag (Frankreich), im Societäts-Verlag (Deutschland) und als Taschenbuch im Münchener Heyne Verlag. Der Name des Werkes führt uns ohne Umschweife zum Thema. Wir begegnen einer meisterhaften Biographie des französischen Premierministers zur Zeit Ludwigs XIV., Kardinal Jules Mazarin.



Kardinal Jules Mazarin

Dieser Diplomat aus der Blütezeit des Barock war eine an sich schon über alle Maßen faszinierende Persönlichkeit. Auf Herrn Guth jedoch muß er einen ganz besonderen Eindruck gemacht haben. Anders ist das begeisternde Feuer, sind die stiebenden Funken, die ständig schwelende Glut nicht zu erklären, die aus jeder einzelnen Zeile dieses 750 Seiten starken literarischen Vulkans herausleuchten.

Eine enorme Recherche, die von ausgeprägtester Sachkenntnis zeugt, und ein umfassendes Verständnis von politischen und diplomatischen Vorgängen verleihen dem Werk die Authentizität, die ein kritischer Geist bei all dem Überschwang schon mal in Frage stellen möchte. Denn über weite Strecken hinweg wird dem Kardinal-Minister und genialen Successor Kardinal Richelieu ein Loblied gesungen, welches mitunter ein wenig unreflektiert anmutet. Man fragt sich, ob denn die Person Jules Mazarin so gar keine Schattenseiten an sich hatte, keine menschlichen Fehler, wenn man von seinem etwas getrübbten Verhältnis zu den privaten und öffentlichen Finanzen absieht; ob gar ein Engel Gottes den knallharten Posten des Ersten Ministers Frankreichs und damit des eigentlichen Staatslenkers ausfüllen konnte. Denn die Macht fragt nichts nach sentimentalen Erwägungen – sie geht über Leichen – und zwar ausnahmslos. Daher ist man nicht so ohne weiteres willens, Herrn Guth pauschal abzukaufen, daß der von ihm Besungene seinen Einfluß auf die von ihm Gelenkten allein aus seinen

Fähigkeiten als Grand Hypnotiseur bezog. Doch scheint uns das der einzige Wermutstropfen in dem ansonsten absolut süffigen Wein dieses Buches zu sein, das einherkommt wie ein schwerer und dennoch feuriger Spätburgunder – ein echter Franzose eben. Geschrieben beinahe wie ein Roman versteht es mit seinem lockeren Stil zu fesseln, ja süchtig zu machen auf die folgenden Seiten, ohne auch nur ein einziges Mal ins Oberflächliche abzugleiten.

Das ist um so erstaunlicher, als die europäischen Verhältnisse zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges in einem Masse verworren waren, daß selbst in Familientratsch und –klatsch erfahrene Damen dieses Knäuel kaum zu ordnen wüßten. Für das Verständnis der Person Kardinal Mazarins hingegen, für seinen Aktionismus und seine ungeheure Wirkung sind diese Kenntnisse jedoch unerlässlich. Beinahe spielerisch nimmt uns Herr Guth mit auf die Reise in dieses Labyrinth und befreit uns mit seinem zwanglosen Plauderton vor den Befürchtungen, vor der Zeit die Waffen strecken zu müssen. Wenn er die Affären des französischen und internationalen Hochadels, des Vatikans, der Heerführer beleuchtet, so meint man einem gut konzipierten Fernsehbeitrag zuzuschauen. So entspannend kann Lesen sein. Man liest, versteht, begreift. Bilder entstehen und haften fest. Am Ende einer jeden Seite fühlt man sich um einiges bereichert. Und immer wieder ist da der Drang weiter zu lesen, weiter, weiter... Wir halten ein Buch in den Händen, das uns mehr Spannung beschert, als es ein Fließbandroman Stephen Kings je vermöchte.

Zu seinem Inhalt sei nur das Folgende in aller Kürze angerissen. Giulio Mazarini am Anfang des Siebzehnten Jahrhunderts in Sizilien als Sohn armer, aber sehr ehrgeiziger und bildungshungriger Leute geboren, beginnt seine Ausbildung an einem von Jesuiten geführten, römischen Elitecollege. Dort schon begegnen wir einem jungen Mann von außergewöhnlichen Talenten und Fähigkeiten mit einer ausgeprägten Liebe zum Theater.

In Goleman's Zeitalter könnte man davon sprechen, daß dieser Wunderknabe, der sich später als der Mozart der Diplomatie profilieren sollte, nicht nur über einen weit überdurchschnittlichen IQ, sondern, was uns heute bedeutender erscheinen mag – über einen enormen Emotionalen Quotienten verfügt. Seine Empathie ist nahezu ungeheuerlich. Dieser Mann versteht es die Herzen seiner Gegenüber aufzuschließen und dabei jedes Gefühl im Keim zu ersticken, er täte dies aus Berechnung. Offenbar gelingt es ihm aus dem Handgelenk, dieselbe Wahrhaftigkeit auszustrahlen, wie drei Jahrhunderten später seinem begnadeten Biographen, dem Herren Guth.

Man beginnt auf den hoffnungsvollen und vielversprechenden jungen Mann aufmerksam zu werden und setzt genug Vertrauen in diesen Ausbund von Energie und Tatkraft, um ihm schon in jungen Jahren heikelste diplomatische Missionen anzuvertrauen, in deren Verlauf Mazarin nicht nur großes Geschick beweist, sondern vor allem eines klarstellt: Er ist keine devote Marionette seiner Dienstherrn, kein willenloser Zwischenbefehlsträger, sondern ein Mann mit eigenständigen Gedanken, der regelmäßig weitaus mehr aus der Situation macht, als man von seiner Mission erwartet. Auf dem aalglatten und vergifteten, von purer Heuchelei verseuchten Parkett der europäischen Politik, diesem menschlichen Schwingmoor, bewegt sich das junge Talent mit schlafwandlerischer Sicherheit – federleicht und mit einem ewig währenden Lächeln auf dem Gesicht. Und es ist ein echtes – kein chinesisches Lächeln. In einer Zeit, in der ein Stammbaum mehr zählte, als Fähigkeiten und Talent, in der Vorurteile gegen andere Nationalitäten ein unüberwindliches Hindernis auf einem Karriereweg darstellen konnten, machte dieser wendige und agile Sizilianer aus Hemmnissen Treibstoff. Niemand verkörperte seit Hermann von Salza den Typus des ehrlichen

Maklers so sehr wie Mazarin, der trotzdem Augen und Ohren offen hielt und mit geschultem Geist und wachem Verstand die Dynamik seines Zeitgeschehens präzise erfaßte.

Natürlich kommt man nicht umhin zuzugestehen, daß über dem Manne Zeit seines Lebens ein besonderer Glücksstern leuchtete. Ohne ein gerüttelt Maß Fortune kann selbst der Schlaueste, der Windigste, der Durchtriebenste, der Kaltblütigste nicht bestehen. Dennoch – es ist schon fürwahr eine hohe Kunst, mit beinahe untrüglichen Sinn die Bedeutung des Augenblickes zu erfassen und dementsprechend selbst noch eine ungünstige Konstellation der Verhältnisse in den Dienst der eigenen Interessen zu stellen. Eben diese Kunst und diese Fortune, gepaart mit unermüdlichem Ehrgeiz und einer kaum zu bremsenden Zielstrebigkeit vereinigten sich auf das Glücklichste in dem späteren Kardinal.

Selbstredend hat ein Mann wie Mazarin nicht nur Freunde und Bewunderer. Wo mit der Macht hantiert wird, geht es immer in erster Linie darum, die Interessen der einen zu Ungunsten der anderen zu stärken, oder im umgekehrten Falle zu beschneiden. Kein vernünftiger Mensch wird Dank von denen erwarten wollen, denen er dabei auf die Füße tritt.

Anderen, wie zum Beispiel einigen Vorgesetzten bis hin zu Ihrer amtierenden Heiligkeit, war der junge Hitzkopf suspekt. Ja, ja – auch außergewöhnliches Engagement kann Anstoß erregen, zumal, wenn man hinter diesem ambitionierten Verhalten einen eigenständigen Willen und Griff nach der Macht vermuten darf. Oder aber das Licht dieses aufgehenden Sternes beginnt, lange Schatten auf die eigene Mittelmäßigkeit zu werfen, so daß am Ende für jedermann deutlich erkennbar wird, daß man die eigene Position mehr einem vererbten Vorteil schuldet, denn eigenem Können und Vermögen.

So fehlt es nicht an Versuchen, den kometenhaften Aufstieg des Giulio Mazarini abzubremsen, ihm zu schaden, seine Bemühungen zu hintertreiben, ihn festzueisen, zu isolieren, gesellschaftlich zu demontieren.

Seine fürchterlichste Gegnerin wich ihm lebenslang nicht von der Seite: die Mikrobe der menschlichen Dummheit. Sie hatte in Mazarin ihren Antipoden gefunden, ihre Fleisch gewordene Antithese. Das beschwört geradezu ihren Zorn, und den ihrer zahllosen Anhänger. Unter diesen Bedingungen sich, seiner Lebensauffassung und seinen Zielen treu zu bleiben, muß wohl ein wahrhaft sizilianisch-sonniges Gemüt zur Voraussetzung haben. Ein unerschütterlicher Glaube daran, daß Gott mit den Tüchtigen, Frommen, Ausersehnen ist. Wenn es auch noch so oft auf des Messers Schneide für den Mann Mazarin stand: Dem Shakespeare'schen Luftgeist Ariel gleich entschwebte er jedem Hexenkessel, in den man ihn zu stoßen trachtete. Und wer immer ihm ans Fell wollte, mußte hinterher erstaunt feststellen, daß Mazarin gestärkt aus den Angriffen auf seine Person hervorging. Wie der Vogel Phönix, so erhob er sich immer und immer wieder. Und jedesmal an wertvollen Erfahrungen reicher, die ihn noch mächtiger, noch unangreifbarer machen sollten. Dieses Phänomen muß seinen Zeitgenossen so unheimlich vorgekommen sein, daß sie sich nicht anders zu helfen wußten, als ihm mit billigem Chauvinismus zu begegnen. Der Ausländer, der Italiener, der Nicht-Franzose wurde zur Zielscheibe ihres wütenden Spottes. Aber es half ihnen nichts – die Zügel hielt er in der Hand. Da war kein 'rankommen. Natürlich war auch dem congenialen Apologeten und Biographen des umstrittenen Kardinalministers, Herrn Guth, nicht entgangen, daß Mazarin als Sohn nicht eben begüterter Italiener, angekommen auf dem Gipfel der Macht ungeheure Reichtümer anhäufte, des öfteren zwischen dem „Mein“ und „Dein“, also zwischen den Vermögen des Königs, dem des Staates und seinem Privatbesitz sehr verschwommene Grenzen zeichnete.

Diese Grenzen wirkten sich nur höchst selten nachteilig auf sein privates Vermögen aus, so daß aus Herrn Mazarin im Laufe seiner Amtszeit ein enorm reicher Mann wurde. Er, der die Seelen der Mitmenschen so gut berechnen konnte, hatte jedoch nicht die Seele eines Kaufmanns. Wohl wußte er, wo etwas zu holen war. Aber das Gewonnene halten, sichern, in übersichtliche Bahnen lenken und vermehren – das war seine Sache nicht! Ganz im Gegenteil: Er brachte den zweifelhaften Spagat zuwege, sowohl sich wie auch das von ihm beherrschte Frankreich trotz horrender Einnahmen und Potentiale ständig am Rand des Ruins zu halten. Die Frondeure der ersten beiden Aufstände sagten ihm auf ihre Weise Dank dafür. Erst Leute wie Colbert und Fouquet halfen ihm aus der Misere seiner liederlichen Wirtschaft, indem sie seine Verhältnisse ordneten.

Die Erwähnung dieser beiden Männer konfrontiert uns mit einer weiteren Schattenseite des überragenden Staatsmannes. Die oftmals ungerechte Behandlung der Leute, die ihm durch schwierigste Zeiten unter Einsatz der eigenen Existenz hindurch halfen. Wie oft mußten sie mit ansehen, wie er exorbitante Summen in die Rachen von Aufständischen schaufelte, während sie noch mit Repressalien zu rechnen hatten, nur weil sie etwa seinem Weg der persönlichen Bereicherung ungehemmt zu folgen trachteten, (wie wir am Beispiel Fouquets lehrreich studieren dürfen.) Es spricht für die biographischen Qualitäten des Autors, daß er diese Seiten des Mannes beleuchtet, dem er sich mit so viel Hingebung widmet. Der daraus dem Buch erwachsende Gewinn heißt Authentizität.

Nun müssen wir zusehen, daß wir im nicht Überschwang der Begeisterung statt einer einfachen Buchbesprechungen der Reihe der Elogen eine weitere, höchst überflüssige hinzufügen. Unser Anliegen bestand ja eigentlich ursächlich darin, auf ein exzellent geschriebenes Werk aufmerksam zu machen, welches das Leben eines hervorragenden Menschen zum Gegenstand hat. Wir wollten den Gedanken anregen, daß es uns sinnvoller erscheint, die Zeit in der Gesellschaft eines solchen Buches zu verbringen, anstatt sie vor der Blödelröhre zu vertun.

Denn ein gutes Buch zeichnet sich dadurch aus, daß man nachhaltig von seinem Inhalt profitiert, dieser im Idealfall lebenslang präsent bleibt. Daß es ein Licht anstecke in der Seele des Lesers. Dieses Attest können wir dem von uns an dieser Stelle gewidmeten Werke ruhigen Gewissens und freudigen Herzens ausstellen.

Leider sind wir der französischen Sprache nicht so mächtig, daß wir das Original lesen und beurteilen könnten und sind somit auf die Übersetzung Herrn Gerhard Hellers angewiesen. Diese allerdings überzeugt uns in hohem Maße. Sprudelnd und spritzig, intelligent und mitreißend – die Lektüre fesselnd bis zur letzten Seite. Da wir nicht annehmen, daß Herr Heller seine Wortkunst so ganz ohne entsprechende Vorlage wie der Zauberer das Kaninchen aus dem Hut gezogen hat, mutmaßen wir einen französischen Autor, dessen biographische Beschreibung eines großen Staatsmannes seines Vaterlandes die abgetretenen Wege dieses Genres zum Vorteil für die Leserschaft verließ.

723 Seiten verdoppeln, ja verdreifachen sich, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Wenn man das Buch als Lehrbuch begreift, das den Blick für sehr vielschichtige Informationen eröffnet. Ob es sich um Kunde des Menschen als politisches Wesen handelt; um das Aufzeigen der Wege der Diplomatie und des politischen Kampfes hinter den Kulissen, die dem Normalsterblichen meist verschlossen bleiben; ob es sich um die vielen Faktoren handelt, die ein Regent überblicken und beherrschen muß, um seinen Staat sicher und gut zu führen – das alles wird beinahe unmerklich von der Biographie der faszinierenden Persönlichkeit des Kardinal und

Premierministers Mazarin begleitet. Diese jedoch kommt keineswegs zu kurz und ist von einer bestechenden Treue zum Detail. Man hat zwar an einigen Stellen des Buches mit erheblichen „Zeitsprüngen“ zu kämpfen, die Herr Guth in seine Darstellung einfließt. Diese aber sind keineswegs unberechtigt oder einer etwaig unkonzentrierten Arbeitsweise des Autors geschuldet. Vielmehr beleuchten diese literarischen Kunstgriffe Situationen aus einem Winkel späterer oder auch früherer Jahre, so daß die Ereignisse für den Beobachter als zusammenhängend, sich aufeinander beziehend und zueinander im Kontext stehend begriffen werden.

Gratulation den Einkäufern der obengenannten Verlagshäuser, die diesen Stoff für sich vereinnahmten. Bedauerlich ist einzig, daß das Werk momentan vergriffen und nur antiquarisch erhältlich ist. Wir jedenfalls würden es sehr begrüßen, wenn es denn erneut erschiene und ein paar Kosaliks oder Simmels aus den Regalen der Buchhändler verdrängen würde.

Das „Parce mihi, Domine..“ des Christobal de Morales

Gedanken zum Karfreitag

S. M. Druckepennig

PARCE MIHI, DOMINE, NIHIL ENIM SVNT DIES MEI
 QVID EST HOMO, QVIA MAGNIFICAS EVM?
 AVT QVID APPONIS ERGA EVM COR TVVM?
 VISITAS EVM IN DILVLCVLO ET SVBITO PROBAS ILLVM.
 VSQVEQVO NON PARCIS MIHI, NEC DIMITTIS ME,
 VT GLVTIAM SALIVAM MEAM?
 PECCAVI,
 QVID FACIEM TIBI, O CVSTOS HOMINVM?
 QVARE POSVISTI ME CONTRARIVM TIBI,
 ET FACTVS SVM MIHIMETIPSI GRAVIS?
 CVR NON TOLLIS PECCATVM MEVM,
 ET QVARE NON AVFERS INIQTITATEM MEAM?
 ECCE, NVNC IN PVLVERE DORMIAN,
 ET SI MANE ME QVASIERIS,
 NON SVBSISTAM.
 [LIBER IOB 7. 16-21]

Zu Beginn des Barock, als in Deutschland der Wahnsinn wütet und der Tod reiche Ernte hält, ja, als der Tod der Menschen ständiger Begleiter wird, gleichsam ihr ganzes Denken prägt und sie versuchen läßt, ihm mit ausufernder Pracht in Architektur, Malerei und Kleidung trotzig Lebenslust entgegenzusetzen, in dieser Zeit schreibt der päpstliche Musiker und Komponist Cristobal de Morales das „Parce mihi...“. Ich bin nicht der Mann, dem es gegeben wäre, sich über die musikalische Qualität des polyphonen Werkes zu äußern. Ja, ich kann nicht einmal sagen, ob der Ausdruck der Polyphonie an dieser Stelle gerechtfertigt wäre. Aus völliger Unkenntnis der Notenwelt heraus, wage ich dennoch zu behaupten, daß Herr Morales den die tiefsten Kammern des Herzens berührenden Klang getroffen hat. Doch das soll an dieser Stelle nicht der hauptsächliche Teil meiner Betrachtungen sein. Es sind die Worte selbst, die Herr Morales zur Grundlage seines Schaffens wählte. Jeder Liturgiker der römischen Kirche wird mir, einem armen Juden, sicherlich alsbald erklären, daß dieser Text in Form und Weise einen genauso festgelegten Stellenwert im Kanon der

katholischen Gebete besitzt, wie das „Pater Noster“, das „Ave Maria“ oder das „De profundis clamo“. Doch dieses hier hat etwas Besonderes. Sicher, es ist nicht von dem Adel wie das „Pater Noster“, das der Rabbi persönlich den Menschen auf den Weg gab. Es ist nicht in aller katholischen Munde wie das „Ave Maria“, das seit einiger Zeit von allen möglichen Startenören und solchen, die dafür gehalten werden, schmalzig über die Köpfe ihrer tränenfeuchten Auditorien gehaucht werden.

Es ist das Gebet der letzten Stunde, die ein Mensch auf dieser Welt verbringen darf. Und es ist, obgleich gezeichnet von tiefster Demut doch ein ergreifendes Plädoyer. Das Plädoyer eines Menschen, der sich anschickt, vor seinen Schöpfer zu treten in all seiner Erbärmlichkeit und Nacktheit. So klar, so einfach sind die Worte gewählt – sie würden einen Epikuräer nachdenklich stimmen.

Diese Worte haben etwas von der gleichen Wucht, wie die Toccata und Fuga BWV 565 des Meisters, wie Andersons Streichholzmädchen. Das hier erzwingt sich den Weg in die Seele, und läßt sie trotz aller bewußt gefühlten Ohnmacht und Erbärmlichkeit stolz vor ihren Schöpfer treten – denn hier spricht die Kraft, die der tiefsten Demut – nicht Unterwürfigkeit – innewohnt.

Den Abschied vom Leben vor Augen, fürchtet der Mensch, der diese Worte spricht, nicht so sehr das Loslassen, das Nicht-mehr-sein. Hier geht es ihm darum, wie er wohl vom Vater aller Dinge aufgenommen werde. Hilfesuchend wendet sich der Betende an Gottsohn, an den Rabbi, der ja der katholischen Lehre zufolge eines sein soll mit seinem himmlischen Vater, dem Ewigen Vater Israels. „Cur non tollis peccatum meum...“ Wenn Du nicht meine Sünde trägst...“ ...wer dann?, ist man unwillkürlich versucht, die Frage fortzuführen.

Sicher, uns Juden war dieser magische Zahlenzauber – aus Drei mach Eins – schon immer ein wenig suspekt. Ein merkwürdiges Konstrukt. Aber sei's drum! Unsere kabbalistischen Zahlen- und Buchstabengeflechte sind ja auch nicht so ganz ohne. Und wir meinten immer, ohne einen Gottessohn auskommen zu können. Unsereins brauchte keinen Chefsekretär, um mit dem Schöpfer ins Gespräch zu kommen.

Ein Meschiach – ja, den hätten wir wohl brauchen können – in all den Jahrhunderten des unsagbaren Elends. Aber der hätte hier anpacken müssen und nicht sagen sollen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ja, von welcher denn sonst? Hier dulden und auf ein vages, unbestimmtes Dort hoffen, öffnet nur den Parasiten und Verbrechern, Ausbeutern und Schindern dieser Welt Tür und Tor.

Dennoch, dieses Gebet eines Christen, das uns die tiefsten Abgründe der von Angst gepeinigten, aber auch von Zuversicht gestärkten christlichen Seele eröffnet, ist es wert, in einen religionsübergreifenden Kanon aufgenommen zu werden. Es birgt philosophische Dimensionen in seinem Innern, über die es für einen Menschen des Geistes jeden Tag, den sein Gott werden läßt, nachzudenken lohnt. Zeile für Zeile.

Und zum Abschluß einer jeden Reflexion sollte man zurückkehren zur Anfangszeile: „denn nichts sind meine Tage! Was ist der Mensch – was seine (selbstbehauptete) Herrlichkeit?“

Nichts ist sie, wenn er nicht jeden Tag, jede Stunde um sie ringt – bis zur letzten, in der es ihm vergönnt sein möge, diese Worte zu sprechen. Die Worte, die Herr Morales so herzergreifend mit Noten umrahmte: „Parce mihi, Domine!“ Amen

Siegfried Jacobsohn – ein Leben für die Weltbühne

eine Berliner Biographie

von Frau Dr. St. Oswalt

K. K. Bajun

„Eine Insel! Da ist eine Insel!“ So, oder so ähnlich erscholl der Ruf „Ein der Augsburger Puppenkiste. Die Insel, die ich vor kurzem auf dem berliner Bahnhof Friedrichstraße ansteuerte, bestand aus einem Buch. Teils knallroter Umschlag. Mit schwarzen Buchstaben. Unverkennbar das Erscheinungsbild der „Weltbühne“. Und ein Photo von Siegfried Jacobsohn auf dem Titel. Oben polterte der Zug ein. „Dieses hier! Danke, stimmt so!“ Jetzt aber man los! „Auf Gleis vier ist eingefahren der Zug von Cottbus nach...“ Und ich habe eine Biographie von Herrn Jacobsohn in der Hand, sitze in meinem Abteil und öffne das Buch wie eine Weihnachtsbescherung.

Geschrieben hat es eine junge Dame, die sich unter Zuhilfenahme des Themas akademisch profilierte: Ihr Buch basiert auf ihrer Doktorarbeit. Das sollte man beachten, wenn man sich der Lektüre widmet. Denn ein erklecklicher Teil des Werkes besteht aus sehr präzisen Quellenangaben und Erläuterungen. Es ist halt kein biographischer Roman. Diese kleingedruckten Seiten jedoch halte ich für keineswegs verfehlt. Sie würzen das Geschriebene, geben Anregungen – „ah, sieh mal an, daher...“, da könnte man ja auch mal schauen!“, vermitteln Hintergründe, machen neugierig und setzen in Erstaunen. Blankes Erstaunen vor dem enormen Fleiß der Dame und der Findigkeit beim Erschließen der Quellen. Vor allem aber erhebt diese gründliche Arbeitsweise Anspruch auf Autorität. Wenn ein Mensch so in der Materie steckt, wer außer wenigen Experten vermag da Einwände zu erheben?

Dennoch, es ist und bleibt eine Biographie. Eine sachliche in erster Hinsicht, aber dennoch nicht frei von Mitgefühl und tiefer innerer Anteilnahme. Warum mache ich soviel Aufhebens von der Charakterisierung? Nun, es wurde geäußert, der Schreibstil komme mitunter etwas hölzern und trocken einher. Lasse gar die Atmosphäre der „roaring twenties“ vermissen, die ja absolut prägend für die spätere Weltbühne und die von ihr thematisierten Bereiche Kunst, Kultur und Politik waren. Diese permanent gewitterschwangere Luft des damaligen Berlins, wie sie uns noch jetzt unter anderem aus den schriftlichen Hinterlassenschaften der drei Väter der Weltbühne entgegenblitzt, sie gehe in der Abhandlung unter.

Doch deswegen gleich hölzern? Nein! Nein, nein, nein! Das lehne ich ab. Daher mein Verweis auf den eigentlichen Ursprung dieses Buches. Die zugrundeliegende Arbeit hatte hohen wissenschaftlichen Ansprüchen zu genügen. Das schließt sicherlich nicht aus, daß das Produkt einer solchen Geistesleistung nicht auch saft- und kraftvoll einherkommen darf. Doch sind solche Arabesken in diesem Falle von untergeordneter Priorität. Und im übrigen merkt man der Ausdrucksweise der Autorin sehr wohl an, daß sie tief, tief und mit Herzblut in der Materie steckt. Dennoch, der Einwand ließ mich nachdenken. Ich glaube, es ist die zeitliche Entfernung zu dieser wilden und ungebändigten Epoche voller Widersprüche, die im Vorkriegs-Berlin der Belle Epoque und im Nachkriegs-Berlin der Wilden Zwanziger herrschte. Diese „Kleiner-Mann-was-nun?“ – Ära. Diese Mixtur aus Raubtierkapitalismus, ständiger Existenznot und daraus resultierender übertriebener und manchmal nur demonstrativer Lebensfreude. All das, was uns fremd geworden ist in der Zeit der fetten, trägen und konfliktscheuen Siebziger, Achtziger und Neunziger. All das, was sich nun

wieder beginnt, am Horizont abzuzeichnen. Frau Oswald ließ eine gewisse Scheu durchblicken, sich dieser Atmosphäre ungeteilt hinzugeben, sie blieb in Stil und Ausdruck nach meinem Dafürhalten etwas zu sehr auf Distanz. Daß ihr das ebenfalls bewußt ist, schließe ich aus ihrer Anmerkung, daß die Biographie Herrn Jacobsohns so nur in dieser Zeit, in diesem Berlin denkbar war. Daher auch der entsprechende Untertitel des Werkes: „eine Berliner Biographie“. Möglicherweise hat das Buch, das Frau Dr.Oswald vorlegte, für uns „Landboten“ eine besondere Bedeutung, die weit über das allgemeine Interesse hinausreichen dürfte. Fassen wir doch die Schau-, nachmalige Weltbühne als das Produkt deutschen Geisteslebens auf, das auch wir zu beerben trachten.

So gesehen erfüllt uns das Betreten dieses nur sehr spärlich erkundeten Bereiches deutschen Geisteslebens mit großer Neugier Genugtuung. Wir danken Frau Dr.Oswald für ihre fundierte und erkenntnisreiche Arbeit und anempfehlen dieses Buch mit Freuden allen, die sich den großen, kritischen und linksliberalen Köpfen Berlins in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts verbunden fühlen.

Troja

Ein Film von Wolfgang Petersen

K. K. Bajun

Singe mir, o Muse, den Zorn des Peliden...“

So hebt sie an, die älteste Dichtung des Abendlandes. Und als Deutschland noch eine Bildungsnation war, vor etlichen Jahrzehnten, da galten die Homerischen Verse als unsterblich.

Nun, wir wissen heute, das waren sie nicht! Gestorben sind sie nach knapp drei Jahrtausenden auf breiter deutscher Nachkriegsflur, als Mickey Mouse und Donald Duck, die Cowboys und knallharten amerikanischen Detektive per Kino, Comicheft und Mattscheibe zurümpelten, was an deutschem Geistesleben noch vorhanden war und östlich der Elbe eine bürgerlich-humanistische Bildung obsolet zu werden begann.

Nun hat Wolfgang Petersen den ehrenwerten Versuch unternommen, das menscheiterschütternde Geschehen um den Untergang der kleinasiatischen Handelsmetropole Troja neu in Szene zu setzen – und unser Eindruck ist: Es ist ihm phantastisch gelungen! Unsere Leser wissen wohl, daß wir „Landboten“ cineastischen Werken meist skeptisch gegenüberstehen und die Meßlatte sehr hoch zu hängen pflegen. Gerade, was Filme anbelangt, in denen es von Blut nur so spritzt, in denen muskelbepackte Schönlinge von edler Herkunft um geschminkte Schönheiten buhlen und für die Stunden ihrer Lust Tausende und Abertausende anonymer Statisten mit dem Schnippen ihres Fingers in den Tod schicken. Warum dann klatschen wir dann diesem jüngsten aller Sandalenfilme Beifall? Erfüllt er doch genau diese Kriterien, die unseren Daumen gewöhnlich nach unten sinken lassen. Oder doch nicht?

Das mit den Schönlingen stimmt schon. Und an aufgeputztem Weibsvolk ist auch kein Mangel. Und ließe sich aus dem vergossenen Filmblut eine ordentliche Plundwurst kochen – das äthiopische Hungerproblem wäre fürs erste gelöst. Nein, wir denken, die Wahl der Schauspieler war vortrefflich, auch wenn wieder durchscheint – wie könnte es auch anders sein – daß die Erscheinungsbilder der Helden von damals den modischen

Forderungen der Gegenwart angepaßt werden. Sicher, die Auswahl der Couture kommt authentischer einher, als in den klassischen Vertretern des Genres aus den Fünfziger und Sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das aber ist es nicht, was uns letztendlich überzeugt. Der Regisseur hält sich so sauber es eben geht an die Vorlage Homers und läßt – eine Reminiszenz an unser immer atheistischer werdendes Zeitalter – die mitmischenden Götter des Olymps außen vor. Es ist Prinz Paris, der zu guter Letzt mit kundigem Gebrauch seines Flitzebogens dem Ausnahmekrieger Achill die Ferse durchbohrt – nicht der Sonnengott Phöbus Apoll! Wer den Pfeil mit unsichtbarer Hand lenkte – das kann jeder halten, wie er will.

Daß der listenreiche Odysseus von Ithaka auf Einflüsterung seiner Patronin, der Weisheitsgöttin Pallas Athene (einer antiken Entsprechung der amerikanischen Sicherheitsberaterin Condoleezza Rice) die Idee mit dem trojanischen Pferde gehabt haben soll, ist im geschulten Volke weit verbreitet. Entspricht aber so nicht der Ilias.

Herr Petersen deutet folgerichtig diese Geschichte nur an, läßt den später schwergeprüften Vater aller Odysseen also nicht vor den Kriegsrat des Oberfürsten Agamemnon treten und sagen: „Ich, ich, ich, Herr Oberlehrer! Ich habe da so eine Idee.“ Hier werden Klischees geopfert. Hier siegt Authentizität, auch wenn sie etwas farbloser in Erscheinung tritt. Das imponiert uns.

Weiter! Der Film spart den klipp- und klaren Sachverhalt nicht aus, daß im Krieg gestorben wird – und zwar regelmäßig zur Unzeit für den Einzelnen und keineswegs romantisch, sondern viehisch und brutal. Die Szenen beleuchten mehrmals, daß die Soldaten und Krieger eben keine beliebigen Statisten sind, sondern Männer, die zu Hause Mütter, Väter, Frauen und Kinder haben und ihr persönlicher Tod weiteste Kreise ziehen wird. Und wofür sterben sie? Für den Wahnwitz eines Einzelnen, der seine persönliche Machtgier hinter Schlagwörtern wie panhellenische Interessen und persönliche Ehre zu verstecken sucht.

Agamemnon heißt der Großkotz. Und sein Ziel ist ein geeintes Griechenland unter seiner Fuchtel. Nur leider bedeutet Einigung oft einen Vorgang, bei dem eine Partei Macht abzugeben gezwungen ist. Und wer macht das schon gern? Da bedarf es dann schon mal gewichtiger Argumente. Und welches Argument brächte wohl mehr Überzeugungskraft in die Waagschale, als eine überlegene Streitmacht?

Just in diesem Augenblicke passiert etwas, was dem kriegerischen Unternehmen förderlich wird: Eine Frau ist abgehauen, getürmt, ihrem Alten ausgewischt. Nicht irgendeine. Nein, die schöne Helena hat sich davongemacht. Hat ihren Gatten Menelaos, den König von Sparta, sitzen gelassen. Menelaos, den Bruder des mykenischen Agamemnon.

Na gut, das kränkt! Zumal diese Frau eine dem Titel nach amtierende Fürstin vom mächtigen Sparta ist. Man möchte dem verlassenen Ehemann Verständnis entgegenbringen: Laufen ihm schon die Weiber weg, warum sollten ihm dann noch seine Mannen die Treue halten? Also muß er zeigen, daß solche Possen mit ihm nicht zu machen sind. Der Silberrücken muß sich vernehmlich an die Brust und den Bösewichtern auf die Nuß klopfen. Das ist er sich und seinem Volke schuldig. Glaubt er. Wird vielleicht was dran sein. Menschen sind nun mal so.

Wer sind denn die Bösewichter? Nun, in diesem Falle Prinzen von Troja, der gewaltigen Feste am anderen Ufer der Ägäis. Paris heißt der Herzensbrecher, dem die schöne Helena gefolgt ist. Aber lohnt es sich, um einer Frau willen einen Vernichtungskrieg zu beginnen, dessen Ausgang noch dazu höchst

ungewiß ist? Nein, nicht um der Frau alleine willen. Und das ist wiederum das Gute an Herrn Petersens Streifen, daß er die wahren Motive ebenfalls anklungen läßt. Wie wir schon mehrmals erwähnten, war das antike Troja eine Handelsmetropole. Strategisch äußerst günstig am östlichen Ufer des Hellespontos gelegen, kontrollierte es gleich mehrere immens wichtige Handelsrouten der damaligen Welt. Troja war eine Wirtschaftsmacht und ein militärisches Schwergewicht. Nicht eben das, was ein Agamemnon gerne auf dem Hügel gegenüber angesiedelt wissen wollte. Da haben wir den eigentlichen Grund für die mörderische Expedition vor dreitausendzweihundert Jahren. Helena war nur ein willkommener Anlaß.

Und – Herr Petersen vergißt den bedeutsamen Fakt nicht zu erwähnen: etliche antike Großmächte, wie beispielsweise die Hethiter, sitzen auf der Zuschauerbank ganz vorne im Parkett und beobachten ganz genau, was sich im Ringe abspielt. Dieses Kräftemessen der Nachbarn erteilt ihnen genauen Aufschluß über Kraft und Kraftreserven der potentiellen Gegner von morgen. Eines noch: Wir begegnen einem Achill, der zwar immer noch die archaische, die bronzzeitlich männermordende Kampfmaschine ist, der aber auch beginnt, seinen Kopf zum Nachdenken, ja nachgerade zum Philosophieren zu mißbrauchen. Fein!

Das erteilt zwar der feministisch angehauchten „Kassandra“ der Christa Wolf eine schallende Watschen – aber uns freut's! „Achilles das Vieh...“, nicht wahr, Frau Wolf? Das Vieh kann denken! Schade eigentlich! Das verklärende Hinterhergeheule, das wir so lange dem verlorenen Paradiese des Matriarchats gewidmet haben, bekommt dadurch häßliche Risse.

Warum wir so hämisch sind? Weil wir keine Anhänger des Patriarchats oder Matriarchats sind, sondern des Ratiarchats. (Das Wort haben wir soeben erfunden und bezeichnet die Vorherrschaft der menschlichen Vernunft.)

Nun wird aus unserem Schlagetot ein zugegebenermaßen über Gebühr melancholischer Held. Die Konsequenzen schlagen sich auch leider nur halbherzig auf seine Entschlüsse nieder, nichtsdestotrotz: Hier findet schon mal ein Umdenken statt.

Ein Umdenken, dem der geniale japanische Ritter und Regisseur Akira Kurosawa mit seinen „Sieben Samurai“ einen filmischen Weg geebnet hat. Alles in allem wird uns hier ein Lehrstück der Politik vorgeführt, was man aufgrund der Beharrlichkeit menschlicher Verhaltensweisen getrost eins zu eins in die Gegenwart übertragen darf.

Das in allererster Linie macht uns diesen Film interessant und sympathisch. Kein Schmus und kein Schwulst, kein metaphysisches noch romantisches Gesäusel – hier agieren Menschen. Schaut hin und seht in diesen Spiegel! Denn das seid ihr! Ihr Kinobesucher! Natürlich sind wir uns darüber im Klaren, daß genau diese wichtigste Botschaft jenes Filmepos' sowohl bei denen Weibsbildern verhallen wird, die nur um Brad Pitts knackigem Hintern, Gesicht und Körper (nota bene diese Reihenfolge!) willen gekommen sind, als auch der Kerls, die an einen solchen Film seit jeher keine höheren Anforderungen stellen, als daß er sie Zeuge von Mord und Totschlag, „Action“ genannt, teilhaben läßt. Sie quasi für einige Stunden aus dem normalen Trott gefühlter Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit mittels kleiner, vermittelter Allmachtsphantasien erlöst. Doch ist unser Artikel auch nicht dieser Fraktion zugeeignet, obschon sie den Hauptteil des phänomenalen Filmbudgets von \$ 130 Millionen tragen wird. Denen aber, die die alten Verse und Hexameter noch im Herzen erklingen lassen können, denen sei diese Neuinterpretation des Großen Ringens um Troja wärmstens empfohlen.

Varius Coloribus Experience

mittelalterliche Musik

K. K. Bajun

Anfang Juno 2003 kam die „Spilwut“ in die Altstadt zu Brandenburg an der Havel. In ihrem Gefolge die Spielleute der Gruppe „Varius coloribus experience“. Man könnte es übersetzen mit „Erfahrung durch verschiedene Farben“. Diese jungen Burschen spielten auf mit der Musik, wie sie im Europa vor achthundert Jahren erklingen ist. Unsere Mütter und Väter lauschten ihr vor langer Zeit, tanzten nach ihr, hörten sie in den Wirtshäusern und auf den Jahrmärkten. Eine mitreißende, eine packende Musik, wild und doch einfühlsam; in all ihrer Feurigkeit mit traurigen Untertönen - kaum auszumachen und doch spürbar. Diese Musik faßt das Leben in Töne, so, wie das Leben wirklich ist. Sie kommt einher auf unseren alten Instrumenten, fast vergessenen Instrumenten wie dem Brummtopf, der Drehleier, dem Pommer und der Schalmei, der Fidel, den Fußschellen und den Sackpfeifen.

Diese Musik ist die Antithese zu dem oft geistlosen und aggressiven Gegröle der Sprechgesänge, das seit einigen Jahren aus Amerika kommend den alten Kontinent wie eine Schlammlawine überflutet. Solche Instrumente sucht man in ihr vergebens. Die Gitarre Spanisch-Amerikas hat die moderne Musikwelt fast völlig unterjocht. Sie dominiert von hoch bis tief, von leise bis schrill. Sie kommt elektronisch daher und peitscht ihren Hörern ihre Rhythmen ins Gehirn. Und das mit so vehementer Wucht, daß die meisten darüber das Zuhören vergessen: sie lassen sich nur noch berieseln. Das, was von diesen Ohrstöpslern konsumiert wird, ist in aller Regel nur noch tönender Hintergrund, dessen Struktur meist so zerrissen und ungerichtet aggressiv ist, wie sein Publikum.

Die Ohrstöpsler ertragen die Stille oder die leisen Klänge der Natur nicht mehr. Sie wollen sich zurückziehen in eine ihnen eigene Welt, abgeschottet und isoliert von der als störend empfundenen Umwelt. Sie lenken alle verfügbaren Sinne nach innen. Es wäre aber ein Trugschluß, wollte man diesem Handeln einen meditativen Sinn unterstellen. Es geht nur um Zeitüberbrückung, um Betäubung, um Flucht vor der Realität, die sich nicht so leicht wegzappen läßt, wie ein lästiges Fernsehprogramm. Und die Geräuschkulisse - diesen „Rap“ Musik nennen zu wollen, heißt ihm der Ehre zu viel zu geben - ist auf ihre Klientel zugeschnitten. Mit Chemikalien und Geräuschen zugehörnte tumben Deltas, um mit Huxley zu sprechen: Schöne Neue Welt!

Solche Tendenzen etwa läßt die Alte Musik nicht zu. Sie fordert zum Hinhören. Sie zwingt zum Mitgehen. Sie macht kein Hehl daraus, daß sie ein Teil des Lebens ist, dem man sich zuwenden soll, anstatt es zu fliehen. Sie setzt Akzente! Diese Werte hochzuhalten und einem breiteren Kreise zu Gehör zu bringen, daß sie wieder wenigstens ein paar neue Freunde finde - das ist das unbestrittene Verdienst solcher Könner, wie der oben genannten Truppe. Man kann ihr nur wünschen, daß ihr genau dieser Erfolg beschieden sei, vermittels des Feuers und der ungeheuren Energie, die den alten Stücken zugrunde liegt.

Mir zumindest wurde klar, daß ich genau wie die Spitze eines Eisbergs aus den Generationen herausrage, auf den Schultern meiner Väter und Mütter stehe und meine Wurzeln viele Jahrhunderte tief in diesem Boden stecken, aus dessen Tiefen diese Töne heraufklingen. Das hat nichts mit blödem Nationalismus zu tun. Aber ich folge der Überzeugung, daß jemand, der in seiner eigenen Kultur verwurzelt ist, weitaus besser die Vorzüge anderer Kulturen zu erkennen und zu schätzen vermag, als die selbsternannten

Weltbürger und „Multikultis“, die in ihren traumtänzerischen Wahnvorstellungen einen glückseligen Reigen beseligter Geister unter der Regie eines amorphen internationalen Kulturgebräus phantasieren. Von jedem ein bißchen - und alle sind im Paradiese angekommen!

Eine Horrorvorstellung, die außer diesen „Patchwork-Hippies“ niemand so recht zu teilen vermag. Insofern kann man wiederum den Spielleuten und Vaganten Dank aussprechen, denn ihre Musik hat schon unsere Eltern im gesamten mittelalterlichen Europa erfreut, lange bevor wir alle gemeinsam unter das Diktat der amerikanischen Unkultur gerieten.

Die „musica antiqua“ erfreute die einfachen Leute quer durch die Alte Welt, die Tanzmusik aus der Zeit eines Neidhardt von Reuenthal und eines Oswald von Wolkenstein macht das Herz jubeln und springen. Blickt man hingegen ins Gesicht und in die Augen der Ohrstöpsler, so gähnt einem schon die Leere entgegen. Es ist dieselbe Geist- und Gedankenlosigkeit, die der kreischenden und dröhnenden, oft einpeitschenden Kakophonie zugrunde liegt, die sich den Zugang ins Resthirn ihrer Hörer usurpiert hat.

Das tägliche Überangebot an Scheinwelten, die beliebig schnell zu erreichen oder zu verlassen sind, hat Huxleys retardierte, zweibeinige Idioten formvollendet und zur Massenware werden lassen. Dieses Phänomen war in der Alten Zeit nicht bekannt. Die Menschen hatten nur diese eine Welt. In der mußten sie leben, lieben, leiden, hart arbeiten und um ihr Überleben kämpfen. Und wenn sie das geschafft hatten, dann konnten sie sich dessen freuen - zum Beispiel mit dem Tanz zu einer schönen, feurigen Estampida. Daher diese unverbildete Energie, diese sprühende Lebensfreude.

Das Gelärme aus Amerika hingegen entspringt oft Charakteren, die sich zwar selbst für originell und unverwechselbar halten, hinter der Fassade aber in aller Regel einfach nur saudoof sind. Ungebildet, pöbelnd und die Essenz ihrer sinnentleerten Existenz mit Tausenden Watt verstärkt in die Welt hinausbrüllend, nehmen sie das Gekreisch ihrer Fangemeinde und die Chartplatzierungen, bzw. Abkaufzahlen ihrer CDs als Bestätigung ihrer

Wichtigkeit. Aber zieh einer Sau ein güldenes Kleid an, so bleibt es doch eine Sau! Und diese einer Bosch'schen Musikhölle entsprungene Dämonen verkennen völlig, daß die Gestalten, von denen sie ihre Resonanz erhalten, zumeist genauso hohl, leer und kaputt sind, wie sie selbst.

Die Spielleute auf dem Altstadt Markt traten in mittelalterlichen Gewändern auf, ihre CDs verkaufen sich sicher nur mäßig und der spontane Beifall zu ihrer Kunst überlebt im Bewußtsein der meisten Zuhörer wahrscheinlich nur um wenige Tage. Dennoch - vor dem geschilderten Hintergrund einer krebsartig grassierenden Unkultur gewinnt das Aufspielen durch diese Musikanten eine enorme Bedeutung. Denn sie überlassen nicht kampflos das Feld der übermächtigen Entartung. Wenn das Getöse, das so viele Radiosender minütlich aus dem Äther speien, Vergangenheit sein wird - und solche „Moden“ sind sehr, sehr kurzlebig - dann wird man die Musik des Mittelalters immer noch hören. Leise zwar - aber nicht mehr wegzudenken aus dem Kulturleben eines Volkes, das dann hoffentlich wieder zu sich selbst gefunden haben wird. Zum Abschluß dieses Artikels ein kurzer Vers Herrn Walthers von der Vogelweide zitiert, der sowohl auf den einzelnen als auch den Deutschen Michel, den großen Lümmel Anwendung findet:

Nieman kann mit gerten kindeszuht beherten.

Hüetet iuver zungen, daz zimt wol den jungen-

Stoz den rigel vor die thür, las kein boese wort herfür.

Hüetet iuver ougen offenbar und tougen –

Lat sie guote site spehen und die boesen übersehen.

Her Walther von der Vogelweide

Varius Coloribus Experience hat ihn in Musik gefaßt...Nun ist es an uns, daß wir uns auf seinen Inhalt besinnen.

Inhalt

Ahasver	3	Flowers for Algernon	26
„Angelique“	4	„Gebete einer Maus“,	28
Bildnis eines alten Mannes	6	Schende Augen – Zeichnende Hände	28
„Briefe an Barbara“	7	Gripsholm	31
Catch-22 (Der IKS-Haken)	8	Meier Helmbrecht	31
Dafnis	9	Herzstiche	34
DE BREVITATE VITAE	10	The House of God	35
Der Baron auf den Bäumen	11	Im Krebsgang	36
Der Jesus-Film von Mel Gibson	12	„Jetzt kaufen, Später bezahlen - die seelischen Folgen der Konsumgesellschaft“	38
Der König David Bericht	14	Krabat oder die Schwarze Mühle	40
Der Tod eines Teemeisters (Sen no Rikyu)	15	Laurie Anderson -eine amerikanische Performance-Künstlerin von Format	41
Die Legende von Paul und Paula	16	LTI	42
Die Blechtrommel - der Film	18	Mazarin, Frankreichs Aufstieg zur Weltmacht	44
Die Rätin	20	Das „Parce mihi, Domine...“ des Christobal de Morales	46
Die Rebellion	22	Siegfried Jacobsohn – ein Leben für die Weltbühne	47
Die Stimme des Herren	23	Troja	48
Dr. med. Hiob Praetorius	25	Varius Coloribus Experience	49